Korea

Bruno Knochenhauer

Abteilung Berlin-Charlottenburg
der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.
Verhandlungen 1900/01.
Heft 4.

Bruno Knochenhauer,
Bergassessor u. Hütteninspektor.

KOREA.

Vortrag,
gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

Berlin 1901.
Verlag von Dietrich Reimer
(Ernst Vohsen).

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.
Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat, vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.
Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.
Der Schriftführer: Emil Selberg.
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.
Der Schatzmeister: Direktor Riecken.
Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.
Fritz Friedländer.
Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.
Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.
Imberg, Rechtsanwalt.
G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.
Kraetke, Direktor im Reichspostamt.
Jul. Pintsch, Kommerzienrat.
Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.
Simons, Major.
W. Staudt.
Stücklen, Fabrikbesitzer.
Ernst Vohsen, Konsul a. D.
Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin W., Wilhelmstrasse 68, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.

Korea.

Vortrag

von

Bruno Knochenhauer.

Bergassessor und Hütteninspektor.

Der nachstehende Vortrag des Herrn Bergassessor und Hütteninspektor Knochenhauer wurde am 25. Februar 1901 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft gehalten.

Meine Herren!

Es ist keine allzulange Zeit her, dass uns Korea kaum mehr als dem blossen Namen nach bekannt war. Erst in neuerer Zeit ist durch den chinesisch-japanischen Krieg, der sich ja um Korea drehte und auch wesentlich in Korea abgespielt hat, etwas mehr Interesse für dies Land wach geworden. Aber es hat eigentlich wenig tiefern Eindruck hinterlassen. Und selbst heute, wo Ostasien im Brennpunkte unserer ausländischen Interessen steht, hören wir nicht viel von Korea.

Ja, wir können behaupten, dass wir heute über das Innerste Afrikas — über Teile, die noch vor Jahrzehnten auf unsern Karten grosse weisse Flecken waren —, dass wir darüber heute besser unterrichtet sind, als über jene Halbinsel im fernen Osten Asiens, trotzdem das Land ein altes Kulturland ist, während wir es in Afrika mit wilden Völkerschaften zu thun haben. Woher kommt das? Es liegt das an der Politik der Abschliessung, die jene asiatischen Reiche so lange beobachtet haben, und Korea am längsten. Ein altes Kulturvolk kann dem Vordringen europäischer Zivilisation eben viel nachdrücklicheren Widerstand entgegensetzen, als ein Negerstaat. Dass aber Korea am längsten widerstanden

hat, liegt einfach daran, dass man dies Land für das ärmste der drei ostasiatischen Reiche gehalten hat.

China und Japan waren den Fremden längst eröffnet, europäische Niederlassungen bestanden in allen Vertragshäfen, und selbst der deutsche Handel nach Ostasien war schon so bedeutend, dass in Shanghai eine deutsche Bank gegründet wurde — zu einer Zeit, da Korea noch ein verbotenes Land war. Seit Mitte der achtziger Jahre hat auch Korea Verträge mit europäischen Mächten abgeschlossen. Von nun an sehen wir Missionare, vereinzelte Kaufleute und auch Forscher durch das Land reisen, aber was wir heute davon wissen, ist herzlich wenig.

Ja, wir wissen noch nicht einmal Zuverlässiges über den Ursprung des Volkes und seine ethnologischen Beziehungen zu den Nachbarvölkern von China und Japan. Man glaubt ja wohl allgemein, dass die Koreaner tatarischen Ursprungs seien. Sie sind etwas grösser als die Chinesen und vor allem als die Japaner. In Tracht und in Sprache offenbaren sie sich uns als ein selbständiges Volk. Aber fast alles lehnt sich teils an chinesische Sitten, teils an japanische Eigenheiten an, und es scheint in der That, dass hier die Brücke in der Verwandtschaft dieser beiden Völker liegt. Zweifelsohne haben wir es mit einem uralten Kulturvolke zu thun — ja, wir können sogar mit Bestimmtheit annehmen — und alles deutet auch darauf hin, dass die Kultur nach Japan von China aus auf dem Wege über Korea gekommen ist. Wunderbar ist es nur, dass heute die Koreaner auf einer viel tiefern Kulturstufe stehen als die Chinesen und vor allem als die Japaner.

Um das zu verstehen, müssen wir uns die Geschichte des Landes klar machen.

Sie ist in tiefes Dunkel gehüllt, und absolut nichts wissen wir aus der Zeit vor dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Auch aus den folgenden Jahrhunderten wissen wir nicht viel, nur so viel erfahren wir, dass sich drei verschiedene Staaten in die Halbinsel teilen.

Zahlreiche Kriege der drei Reiche untereinander füllen fast das ganze erste Jahrtausend aus. Schliesslich unterwirft der König des nördlichen Staates Kaoli oder Korie (woraus später Korea geworden ist) die beiden anderen Staaten — aber unterstützt durch China. China hatte seine Hilfe zugesagt unter der Bedingung der Zusicherung einer jährlichen Tributpflicht. Von da an datiert das chinesische Souzeränitäts-Verhältnis; und das ist so geblieben bis zu dem vor wenigen Jahren geschlossenen Friedensvertrage von Shimonoseki.

Aber so ereignislos ist diese Zeit auch nicht verlaufen. Die Japaner haben schon im 12. Jahrhundert ihre Augen auf Korea geworfen. Ja, zeitweise war sogar der ganze südliche Teil der Halbinsel, das Reich Sinlah oder Sinrah, thatsächlich in japanischem Besitz. Dann werden die Japaner wieder hinausgeworfen, und so etwa im 14. Jahrhundert muss in Korea eine Zeit der Blüte geherrscht haben.

Im 16. Jahrhundert unterwerfen wieder die Japaner ganz Korea nach einem zwanzigjährigen grausamen Kriege. Um Ihnen ein Bild zu geben, wie grausam die Friedensbedingungen waren, will ich nur erwähnen, dass die Koreaner jedes Jahr sechsunddreissig Menschenhäute an Japan zu liefern hatten.

Nun, später wird diese Härte gemildert, und es tritt eine Naturalienabgabe an ihre Stelle. Allmählich schläft das ganze Tributärverhältnis zu Japan ein und die Japaner halten sich schadlos durch Gründung von Handelskolonien.

So haben wir in diesem Jahrhundert nur das Bild: Korea ist ein Tributärstaat von China. Der König von Korea empfängt seine Belehnung vom Kaiser von China, er muss allerhand Gesandtschaften nach Peking schicken — Kondolenz- und Beglückwünschungs-Gesandtschaften —, alljährlich den Kalender holen und dergleichen mehr. Es würde zu weit führen, hier die ganze Entwickelung des Verhältnisses zu China auseinanderzusetzen. Aber so dürftig diese geschichtlichen Mitteilungen auch sind, eines werden Sie doch daraus ersehen: Fast zwei Jahrtausende hindurch war Korea entweder der Zankapfel seiner freundlichen Nachbarn, oder

der Schauplatz innerer Kriege gewesen — und wenn wirklich einmal Ruhe und Frieden herrschte — dann seufzte das ganze Land unter dem Drucke einer barbarischen Tributpflicht.

Was das für einen Einfluss auf die Zustände ausüben muss, liegt ja auf der Hand. Die Regierung muss den Tribut schaffen, die Beamten pressen das Volk aus, und die Folge davon ist eine allgemeine Korruption auf der einen Seite, und Aufstände und innere Unruhen auf der andern.

Korea ist von jeher das klassische Land der Aufstände gewesen. Ein solcher Aufstand war es auch, der 1894 Veranlassung zu dem chinesisch-japanischen Kriege gegeben hatte. Chinesische Truppen erwiesen sich als untauglich, den Aufstand niederzuwerfen und die japanischen Handelsinteressen zu schützen.

Der Verlauf des Krieges ist Ihnen noch frisch im Gedächtnis. Die Chinesen wurden aus Korea vertrieben, das chinesische Geschwader in der Seeschlacht vorm Yalufluss überwunden. Im Frieden von Shimonoseki wurde dann Koreas Unabhängigkeit besiegelt.

Aber was war nun der Grund der steten Kämpfe um Korea? Wenn Korea ein armes, trostloses Land wäre, wie es selbst ein neuerer Reisender schildert, der es, nebenbei bemerkt, fertig gebracht hat, nach einem achttägigen Besuche ein ganzes Werk über Korea zu schreiben, ich sage, wenn es wirklich ein so trauriges Land wäre, so hätten sicherlich seine Nachbarn nicht danach getrachtet, es unter ihre Botmässigkeit zu bringen. Gerade so wenig, wie die Engländer jemals den Drang gehabt hätten, Zivilisation nach Transvaal zu bringen, wenn Transvaal eine Wüstenei wäre.

Die wenigen Reiseberichte sprechen sich entweder wenig oder gar nicht über den landwirtschaftlichen Charakter aus, oder sie stehen in krassem Gegensatze zu einander. Der eine Reisende schwärmt von der Schönheit der Gebirgsnatur, von der Ueppigkeit der Pflanzenwelt, und ein anderer berichtet uns von kahlen, baumlosen Bergen mit sandigen Ge-

hängen und schildert uns ein armes Land, dessen Bewohner in elenden Lehmhütten kümmerlich ihr Dasein fristen. Wer hat nun recht? Da verlohnt es sich doch wirklich der Mühe, sich einmal die Verhältnisse etwas genauer anzuschauen.

Vorerst aber wollen wir uns, wenigstens in grossen Zügen, über die geographische Lage des Landes und die sich daraus ergebenden klimatischen Zustände klar werden.

Korea liegt zwischen dem 35. und dem 43. nördlichen Breitengrade. Nur der nordöstliche, an Sibirien grenzende Teil liegt im Norden des 40. Grades, die Hauptstadt Seoul und ihre Hafenstadt Tshemulpó liegen auf 37½ Grad, also etwa auf gleicher Breite mit Lissabon und Messina. Fusan, der südliche Hafen, parallelisiert mit Cypern und Kreta. Und um die Parallele weiter zu führen: Peking mit Neapel und New-York, und Shanghai mit Port Said und Jerusalem.

Also wird Korea ein warmes, ja, heisses Land sein, werden Sie schliessen. Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen erzähle, dass wir in Korea einen kältern Winter haben, als in irgend einem Teile Deutschlands? Ich selbst habe im letzten Winter im Innern drei Wochen lang hintereinander Kältegrade von 26—30° unter Null beobachtet.

Meine Herrschaften, wir müssen zunächst davon absehen, unsern europäischen Massstab anzulegen.

Vergessen wir nie, dass wir in Europa ein Klima haben, dass uns mit Fug und Recht eigentlich gar nicht zukommt. Ohne den liebenswürdigen alten Golfstrom, der den ganzen Nord-Atlantischen Ozean und die westeuropäische Küste bestreicht und erwärmt, könnte der norddeutsche Bauer gar nicht daran denken, sein Getreide zu bauen. Unsere Verhältnisse sind eben nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Gehen Sie hinüber nach New-York. New-York liegt etwas südlicher als Neapel und doch wird es dort kälter als in Berlin. Dem kalten Winter folgt ein heisser Sommer, viel heisser als irgendwo in Deutschland. Sehr ähnlich liegen die Verhältnisse in Ostasien.

Das Klima Ostasiens wird ausschliesslich geregelt durch die Monsunwinde. Sie Alle kennen die Ursache und Wirkung von Land- und Seebrise. Das Land wird bei Tage mehr erwärmt als das Meer, daher folgt von Mittag an dem aufsteigenden warmen Luftstrome ein kühler Wind vom Meere aus. Das Umgekehrte findet nachts statt, weil das Meer die Wärme fester hält und das Land sich rascher abkühlt.

Setzen Sie diese Wechselwirkung ins Grosse um, und Sie haben die Monsunwinde. Hier der asiatische Kontinent, die grösste Ländermasse der Erde, dort der Grosse Ozean, die grösste zusammenhängende Wassermasse. Im Sommer, wenn die grosse Landmasse Innerasiens erwärmt ist, strömt ein südlicher und südöstlicher Seewind der Küste zu, im Winter weht ein eisiger kalter Wind von N. und NW. her aus Sibirien. Er ist natürlich desto weniger fühlbar, je mehr Sie nach S. gehen, und nun tritt die eigentümliche Erscheinung ein, dass im Sommer alle Orte von Singapur bis Peking die gleiche hohe Tropenwärme haben, während im Winter die Wärme auffallend rasch nach N. zu abnimmt. Schon Hongkong, das noch in der heissen Zone liegt, ist dann empfindlich kalt, man sucht gegen Weihnachten gerne den Winterüberzieher hervor, und in Peking herrscht schneidende Kälte.

Thatsächlich liegt im Juli das ganze weite Gebiet zwischen Singapur und Peking zwischen den Isothermen + 25° C. Die nördliche Linie senkt sich von Peking gen Osten rasch nach S., so dass ganz Korea zwar nördlich daran liegt, aber erst durch Wladiwostok geht dann die Isotherme + 20. Im Winter drängen sich die Linien gleicher mittlerer Temperatur in Korea auffallend dicht zusammen und die Winterkälte sinkt auch hier unverhältnismässig rasch vom S. zum N. Geht doch durch Fusan die Januar-Isotherme 0° und durch Nordkorea — 20°.

Das Frühjahr setzt im N. gut vier Wochen später ein, als in Seoul, und während hier Frühlingswetter lacht, kann 150 km nördlich das Thermometer auf — 9° sinken. Der

Oktober gilt in Seoul für den schönsten Monat im Jahre, und am Yaluflusse sind zur selben Zeit Schneefälle keine aussergewöhnliche Erscheinung.

Mai und Juni sind aber schon durchweg warm und trocken, dann folgt im Juli und August die Regenzeit, und mit Ausnahme des höchsten Nordens ein wunderbar schöner Herbst bis in den Dezember hinein. Heller Sonnenschein und klarer wolkenloser Himmel ist in Korea das gewöhnliche Wetter. Selten hält trübes oder regnerisches Wetter länger als zwei Tage lang an. Gewitter sind nur ausnahmsweise Erscheinungen. Nur im Hochsommer dauern die Niederschläge bei schwüler Hitze wochenlang an, wobei Regenmengen niedergehen, wie sie sonst nur in tropischen Ländern vorkommen. Erstaunlich ist dann die Kraft des Wachstums, die das misshandelte Land immer von neuem fruchtbar und ergiebig macht und in einem Sommer ein nieder geholztes Gehänge mit dichtem Gebüsche bekleidet.

Wer Korea in den ersten Frühlingsmonaten durchwandert hat und dann nach der Regenzeit abermals, der kennt das Land kaum wieder, einen so ganz andern, frischern und reichern Eindruck macht die Landschaft. Alles prangt im saftigsten Grün. Selbst die kahle und reizlose Gegend zwischen Tshemulpó und Seoul hat den öden, steppenartigen Charakter, dem ihr die abgeholzten, dürren Höhen mit ihren nackten Felsen und steinigen Schutthängen verleihen, ganz verloren. Die zahllosen Reisfelder, die uns im Winter und Frühjahr nur als öde und reizlose Wassertümpel entgegentreten und mit ihren vielen terrassenförmig angeordneten Dämmen dem Bilde etwas Eintöniges geben, gleichen jetzt unsern heimischen Getreidefeldern, wenn ein aussergewöhnlich reicher Erntesegen die schweren Aehren senken macht.

Selbst die koreanischen Dörfer sehen dann freundlich aus. Ueberall rankt sich der Kürbis und die Klettergurke empor. Die sonst so elenden, aus vertrockneter Kiefernhecke oder sonstigen Reisern oder auch aus Strohgeflecht gemachten Zäune sind völlig umrankt und übergrünt. Auf den Stroh-

dächern lagern die schweren Kürbisse, wohin das Auge blickt, überall ein saftiges, fettes Grün und die Erträgnisse eines fast überreichen Erntesegens.

So war das Land, als ich im September 1898 zum dritten Male mit meiner Expedition von Tshemulpó aufbrach und nach Norden zog, so ganz anders als im März desselben Jahres, als ich die erste Reise nach dem Innern antrat.

Sie werden es nun verstehen, warum das Urteil der Reisenden über Korea so verschieden ausfallen kann. Wer ein Land wie dieses, dem die verschiedenen Jahreszeiten ein so wechselndes Gepräge geben, nur kurze Zeit bereist, dessen Urteil kann unmöglich zutreffend sein.

Und in diesen Verschiedenheiten des Urteils ist auch der Grund zu suchen, warum Nachrichten aus Korea teils so über die Massen skeptisch, teils so sanguinisch-optimistisch aufgefasst worden sind. Auch ich, ich muss es bekennen, hatte eine recht schlechte Meinung und wenig Hoffnung auf meine Mission, als ich die Reise nach Korea antrat.

Und nun lade ich Sie ein, meine Herren, mir in Gedanken zu folgen auf meinen Reisen durch dieses rätselhafte Land.

Es war im Herbst 1897 als die Aufforderung dazu an mich herantrat.

Eine in Tshemulpó ansässige deutsche Firma, fast die einzige europäische Firma in Korea, hatte mit der koreanischen Regierung einen Vertrag geschlossen, wonach ihr das Recht zustand, das Land bergmännisch durchforschen zu lassen und sich ein bestimmtes, grösseres Distriktsfeld auszusuchen, um darauf Bergbau zu betreiben. Praktisch kam dabei nur Gold in Betracht, denn es war längst bekannt, dass Korea nennenswerte Mengen dieses edlen Metalles ausführte. Ja, man nimmt sogar allgemein an, dass der grösste Teil der in Peking gehandelten Goldbarren aus Korea stamme. Wahrscheinlich mit vollem Rechte.

Zur Verwirklichung dieses Planes bildete sich in Deutschland ein Syndikat, das mich mit der Untersuchung

betraute. Anfang November 1897 schiffte ich mich in Neapel an Bord des deutschen Lloyddampfers Prinz Heinrich ein. Die Reise mit diesem grössten und schönsten aller nach Ostasien segelnden Dampfer ist eine der herrlichsten und abwechselungsvollsten Seefahrten, die man sich denken kann. Fast alle paar Tage bietet sich ein anderes Bild. Der herrliche Golf von Neapel liegt hinter uns, der ewig rauchende Vesuv ist kaum den Blicken entschwunden, so fahren wir in die Strasse von Messina ein. — Und während wir immer noch nach Westen schauen und der gewaltige Bergkegel des Aetna immer noch vor unserm geistigen Auge steht — wir verlieren den Anblick tagelang nicht in unserer Erinnerung —, dann fahren wir schon an der Südküste Kretas entlang und wir sehen die schneebedeckten Häupter des Ida vor uns.

Dann folgt Port Said. Langsam geht die Fahrt durch den Suez-Kanal. Endlos zu beiden Seiten breitet sich die Wüste aus. Tausende von Flamingos stehen in den seichten Seen rechts und links, und fern im Norden sieht man noch einmal im Purpur der Abendsonne die Häuser und Kuppeln von Port Said in riesiger Vergrösserung und umgekehrt in der Luft schweben. Das schöne Trugbild der Fata morgana!

Dann jenseit Suez wieder ein andres Bild, das Rote Meer. Millionen und abermals Millionen leuchtend roter Quallen, die zu gewissen Jahreszeiten an der Oberfläche schwimmen, haben ihm seinen Namen gegeben.

Wir legen in Aden an, jenem ödesten und heissesten Orte der ganzen Welt, wo alle Jubeljahre einmal ein Regen niedergeht. Dann geht es wieder ostwärts, vorbei am Kap Guardafui und der Insel Sokotra, und hinter uns liegt der schwarze Kontinent.

Acht Tage später sind wir in dem paradiesischen Ceylon. Dann kommt die Küste von Sumatra in Sicht. Die wunderbare Strasse von Singapur wird passiert und wieder werden die Anker geworfen. Man hat Zeit genug, sich Singapur anzusehen, und sein buntes Völkergemisch aller möglichen asiatischen Völkerschaften.

Nach vierwöchiger Fahrt sind wir in Hongkong. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte dort, einem Abstecher nach Kanton, langte ich endlich in Begleitung meines Assistenten am Neujahrstage 1898 in Shanghai an.

Dort wurden die Vorbereitungen zur Expedition getroffen: Zelte, Feldbetten, Kochgeschirre u. dergl. besorgt — und vier Wochen später befand ich mich auf dem japanischen Dampfer „Sagami Maru" auf der Fahrt nach Tshemulpó.

Einen vollen Tag lang fährt man durch die Inseln, die das Land gleichsam wie ein Schutzwall umgeben. Das Reich der tausend Inseln wird Korea in der poetischen, asiatischen Ausdrucksweise genannt. Aber die Poesie hört auf, wenn Nebel auf dem Gelben Meere liegen und die Fahrt zu einer der gefährlichsten Seefahrten der Welt machen. Die Gefahr wird noch vergrössert durch die gewaltige Stauung, die die Flutwelle hier erfährt. Beträgt doch in Tshemulpó der Unterschied der Gezeiten bis zu 10 m.

Aber ruhig und sicher kamen wir in Tshemulpó an. Völliger Winter herrschte dort noch, und es wurde März, ehe wir ins Innere aufbrechen konnten.

Mögen Sie sich nun vom Gelben Meere aus oder vom Japanischen oder auch von der Koreastrasse her der Halbinsel nähern, immer tritt Ihnen die Küste Koreas steil und felsig entgegen und die Hafeneinfahrten sind bei allen drei alten Vertragshäfen Tshemulpó, Fusan und Wönsan äusserst schwierig.

Und diesem felsigen Küstenbilde entspricht das Land im Innern durchaus. Es giebt nur wenige Gegenden, wo sich grössere Ebenen ausdehnen.

Dementsprechend ist auch das Reisen in Korea schwieriger und anders als das in China und in der Mandschurei. Dort reist man ganz allgemein in zweiräderigen, federlosen Karren und kann so mit 1 oder 2 Wagen eine mehrwöchige Reise ins Innere vornehmen. Aber in Korea geht das nicht. Man ist entweder auf die Sänfte angewiesen, oder wenn man dieses entsetzliche Vehikel, in dem man auf schönste Weise

seekrank werden kann, nicht liebt, dann setzt man sich auf den Pony und reitet durch das Land. Das ist das üblichste Beförderungsmittel in Korea und für den Transport von kleinen Lasten auch das einzig Mögliche. Diese kleinen Tiere, kaum grösser als unsere Esel, leisten übrigens Erstaunliches. Mit einer Last von 80—90 kg bepackt, klettern sie die steilsten Berge hinan, gehen sicher wie Ziegen auf schmalsten Saumpfaden und über kahle glatte Felsen, auf denen uns, mit unsern europäischen Schuhen, ein Vorwärtskommen höchst bedenklich erscheint.

Danach muss nun die Verpackung geregelt werden. Jedes Tier erhält zwei ausbalancierte Lasten, die seitlich auf einem Holzsattel festgebunden werden. Zu jedem Pferd gehört aber ein Führer, Mafu genannt.

Für meine erste Expedition brauchte ich 14 Pferde für Proviant, Zelte, Gezähe und Instrumente und drei Reitpferde, dann noch einen Dolmetsch, der sich von vier Trägern in der Sänfte tragen liess, 1 chinesischen Koch, 1 Diener, sodass wir alles in allem 17 Pferde und 26 Personen waren.

Verzeihen Sie, dass ich die Pferde zuerst nenne. Aber Sie wissen ja, bei jedem Reiter kommt zuerst das Pferd und erst dann er selber. Und so'n kleiner koreanischer Pony ist ein ganz verwöhntes Tierchen, der sogar buchstäblich sein warmes Frühstück verlangt. Das klingt merkwürdig, ist aber so und steht zweifelsohne ganz einzig in der Welt da. In Korea giebt es kein Futtergras, also auch kein Heu. Man füttert Rindvieh wie Pferde mit einem Gemisch von Häcksel und Bohnen, das halb gar gekocht und mit reichlich Wasser warm vorgesetzt wird. Niemals habe ich in Korea ein Pferd auch bei stärkster Hitze kaltes Wasser saufen sehen.

Noch einen wichtigen Ausrüstungsgegenstand habe ich vergessen zu erwähnen, nämlich Geld. Das in Korea übliche Zahlungsmittel sind die sogenannten „Kesch“, jene auch in China gebräuchlichen Bronzemünzen mit einem viereckigen

Loch, die auf einer Schnur aufgezogen werden. Da 500 Stück davon auf 1 jap Yen von 2 Mark Wert gehen, so braucht man mindestens zwei Ponys, das Portemonnaie zu tragen. Neuerdings ist aber der japanische Silberyen in Aufnahme gekommen, von denen wir genug in unseren Blechkoffern unterbringen konnten. Nur im Norden wollten die Leute von dieser Neuerung nichts wissen. In solchen Fällen wurde dann ein Pony vollständig mit solchen Geldwürsten beladen.

So ausgerüstet brachen wir im März, versehen mit Pässen und Empfehlungsschreiben der Regierung an die Mandarinen, ins Innere auf. Zur Orientierung dienten mir dabei eine grosse altkoreanische Karte, die in einigen 20 Blättern das ganze Land darstellt in ungefährem Massstabe von 1 : 240000. So einfach kindlich die Darstellung auch ist — die Wege sind in schnurgeraden Linien, die Gebirge bildlich im Aufriss in riesenhafter Vergrösserung eingezeichnet —, so stimmten doch die angegebenen Entfernungen wenigstens in den südlichen Provinzen auffallend gut mit der Wirklichkeit überein. Dem Kundigen gelten vor allem zwei Orientierungsmittel. Erstens die Pässe und zweitens die sogenannten Signalberge. Beide sind in den Karten angegeben und auch in der Natur deutlich zu erkennen. Die Pässe sind schon von weitem durch zwei einzeln stehende möglichst hohe Bäume erkenntlich. Wenn ringsherum alles abgeholzt ist, die Passbäume sind geheiligt und bleiben stehen. Mit den Signalbergen hat es eine andre Bewandtnis. Früher wurde auf ihnen nachts ein Feuer unterhalten und auf diese Weise von einem Signalberge zum andern nach Seoul telegraphiert, dass Ruhe und Frieden im Lande herrsche. In Kriegszeiten oder bei Aufständen wurden zwei Feuer angezündet. Nach dem japanischen Kriege, der so manchen Wandel in Korea geschaffen hat, ist auch dieser alte Brauch geschwunden. Aber die Signalberge sind doch auch heute noch kenntlich. Es sind die höchsten Kuppen, sie sind stets kahl und erkennbar an den weithin sichtbaren Zickzackwegen, die sich bis auf den Gipfel hinaufziehen.

Im grossen und ganzen leisten einem diese beiden Orientierungsmittel ganz vorzügliche Dienste.

Bei Antritt der ersten Expedition wendete ich mich erst nach S., um den im März noch rauhen Klima im N. aus dem Wege zu gehen.

Massgebend für den Reiseweg war eine Liste aller goldproduzierenden Gegenden, die sich unser Dolmetscher aus den Listen des Haushaltungs-Departements zu verschaffen gewusst hatte.

Von der Zuverlässigkeit und Gewandtheit eines solchen Dolmetschs ist man überhaupt vollständig abhängig und seine Auswahl erfordert die grösste Vorsicht. Wie man bei allen Erkundigungen, bei jedem Handel mit den Eingeborenen ganz und gar auf den guten Willen dieses Mannes angewiesen ist, so machen auch umgekehrt die Koreaner in erster Linie den Dolmetsch für alle Handlungen der Reisenden verantwortlich. Unter allen Umständen gehört also ein sehr grosses Mass von richtigem Verständnis und Taktgefühl zu einem solchen Posten.

Ich kann nur sagen, dass ich im allgemeinen viel Glück mit meinen Dolmetschern gehabt habe. Man darf dabei nie vergessen, dass der Mann zunächst mal Koreaner ist, und wenn er auch verhältnismässig aufgeklärt ist und die Interessen des Reisenden äusserlich wohl versteht, so bleibt doch stets eine Kluft zwischen eingewurzelten asiatischen und europäischen Anschauungen bestehen.

Stundenlange Erörterungen pflogen wir oft, ehe es glückte, dem Manne meine Absicht klar zu machen und seine Bedenken zu zerstreuen. Häufig fand er dann einen passenden Modus, dem wir uns beide fügten, aber andererseits kam es auch wiederholt vor, dass ich meinen Plan ganz aufgeben musste.

Niemals wird ein asiatischer Dolmetsch sich dazu verstehen, ein blosser mechanischer Uebersetzer zu sein. Das kann er auch gar nicht bei der Eigenart der asiatischen Sprachen. Die Sprache ist so formenarm, so unvollkommen, dass die Uebersetzung immer eine Art Auslegung ist. Darin

liegt ja gerade die Schwierigkeit im diplomatischen Verkehr mit Chinesen und Koreanern, dass die verschieden mögliche Deutung so leicht ein Hinterthürchen offen lässt. Ihre unvollkommene Sprache hat die Leute zu geborenen Diplomaten gemacht.

So wird der Dolmetsch stets das sagen, was er für gut befindet. Schliesslich ist so ein Mann auch nicht frei von der Eitelkeit, sich seinen Landsleuten gegenüber als Führer und Vertrauensmann von Europäern zu brüsten, wenn auch lange nicht in dem Masse, wie seine afrikanischen Kollegen. Er wird von den Eingeborenen dann immer als eine Art Wundertier angestaunt, und mit stolzer Selbstzufriedenheit erzählte uns unser Wo-Intack die Bemerkungen, die die Eingeborenen über uns und unsere Gewohnheiten austauschten, indem er dabei durchblicken liess, wie selbstverständlich ihm das alles schon war, was seine Landsleute noch in Erstaunen setzte.

Kaum wenige Tagereisen von Seoul entfernt kamen wir schon nach Ortschaften, deren Bewohner noch niemals einen Europäer gesehen hatten. Zu hunderten verfolgen einen die Neugierigen auf Schritt und Tritt, und man befindet sich in einer ähnlichen Lage, wie bei uns ein reisender Menageriebesitzer, dem die Dorfjugend das treue Geleite von den ersten bis zu den letzten Häusern giebt.

So eine koreanische Stadt macht, in der Nähe betrachtet, keinen hervorragend schönen Eindruck. Man kennt in ganz Korea nur einstöckige, niedrige Häuser und die meisten von ihnen kann man nur dürftige Hütten nennen; aus Lehm gebaut und mit Reisstroh gedeckt. Auch die Hauptstadt Seoul zeichnet sich durchaus nicht etwa durch besonders schöne und stattliche Gebäude aus, und selbst die Paläste des Königs halten bei weitem keinen Vergleich aus mit den Wohnungen der wohlhabenden Klasse in den grösseren Städten Chinas.

Nur die öffentlichen Gebäude sind mit Ziegeln gedeckt. Sie sind dann in der Regel auch recht solide und fest ge-

baut, schon allein darum, um das äusserst schwere Ziegeldach zu tragen. Der Dachstuhl eines solchen Daches ist an sich schon ein schweres, kräftiges Stück Zimmermannsarbeit. Die Dachbalken sind runde Stämme, die mit Weinreben festgebunden sind, darauf werden dicht aneinander die Dachsparren gelegt aus gerissenen Holzscheiten. Dann kommt eine handbreite dicke Schicht Erde und hierauf endlich die Ziegel. Die innere Einrichtung der Häuser ist arm. Betten sind unbekannt und mit dem sonstigen Hausrat sieht es in den meisten Fällen auch mehr als dürftig aus. Die eigentlichen Wohnräume sind kleine Gelasse von meistens $2\frac{1}{2}$ Metern im Kubik. Wände und Decken sind mit weissem koreanischen Papier tapeziert und der Fussboden mit Oelpapier bekleidet, worüber gewöhnlich Matten gelegt werden. Fenster und Thüren kennen kein Glas, sondern nur Papier.

Aber einen Vorzug haben die koreanischen Häuser. Selbst die ärmlichste Hütte ist heizbar. Gewöhnlich ist die Heizung an die Kochvorrichtung angeschlossen, und man lässt die Rauchgase einfach unter dem Fussboden entlang ziehen. Im Sommer ist der Aufenthalt in solchen Räumen zwar gerade nicht besonders angenehm, aber die Koreaner liegen dann, als könnte es gar nicht anders sein, ruhig auf dem heissen Boden und lassen sich braten, während draussen das Thermometer einige 30 ° C zeigt.

Nur in besseren Häusern ist die Heizung selbständig. Zu Nachtquartieren wurden uns in den Distriktsorten in der Regel die sogenannten Logierhäuser angewiesen, die für reisende höhere Beamte bestimmt sind und die dem mit Empfehlungsschreiben der Regierung versehenen Fremden ebenfalls zur Verfügung stehen.

Aber ehe es soweit kommt, bis man in einer koreanischen Stadt Quartier gefunden hat, vergeht eine schier endlose Zeit des Wartens. Gewöhnlich wird man erst mehrere Strassen kreuz und quer mit manchen unnötigen Umwegen herumgeführt, ehe man die Magistratsgebäude erreicht. Dann steht die Karawane vor dem grossen Thore still, umgeben von

einem Haufen Neugieriger, die sich immer dichter herandrängen, um all die unbekannten Wunder anzustaunen, die ihnen hier zum ersten Male in ihrem Leben entgegentreten.

Der Dolmetsch knüpft ein endloses Gespräch mit einem der Umstehenden an, das damit endet, dass irgend einer zum Magistrat geschickt wird. Ein Beamter erscheint, dem die Empfehlungsschreiben übergeben werden, und nun heisst es wieder warten! Drinnen muss ja erst eine grosse Konferenz abgehalten werden, was denn eigentlich die beiden Fremden wollen und welche Quartiere man ihnen anweisen soll. Derweil bleibt der Herr Dolmetsch unbeweglich in seiner Sänfte sitzen, oder richtiger hocken, ein Muster der Geduld.

Endlich erscheint der Beamte wieder mit dem Schreiben, und nun setzt sich die Karawane wieder in Bewegung nach dem Quartier. Gewöhnlich haben die eigentlich für diesen Zweck bestimmten Logierhäuser längst für andere Dienste herhalten müssen: Beamtenwohnung, Schule, Polizeistation oder dergleichen, die dann schleunigst von ihren Inhabern geräumt und gesäubert werden, derweil im Hof die Lasten von den Pferden genommen werden. Pferde und Mafus suchen und finden Unterkunft in einer Herberge; nicht selten verteilen sie sich auf mehrere, und in kleinen Orten sogar auf verschiedene umliegende Dörfer.

Der Zustand der Logierhäuser lässt meist recht viel zu wünschen übrig, namentlich was Ordnung und Sauberkeit anbelangt. Mit wenigen Ausnahmen machen die öffentlichen Gebäude den Eindruck des Verfallenen und Verwahrlosten; den Zug hat das koreanische öffentliche Wesen unbedingt mit dem chinesischen gemein, dass selten etwas an Gebäuden und Anlagen verbessert und erneuert wird. Und was in Korea der Zahn der Zeit verschont gelassen hat, das haben die vielen Aufstände und nicht zum mindesten der japanische Krieg vollends verwüstet.

Und trotz alledem blüht auch hier aus den alten Ruinen neues Leben. Wo die Zerstörung gar zu arg gehaust, hat man neue Gouvernements- oder Präfektur-Gebäude auf-

geführt, unverändert im alten koreanischen Stile, dessen Architektur, wie die chinesische und japanische, einzig und allein in Verzierungen des Daches gipfelt.

Immer und immer kehrt die charakteristisch geschweifte Dachform wieder, bei Häusern, Palästen und Tempeln und bei Thoren und Pagoden, in zwei-, drei- und vielfacher Wiederholung.

Aber trotz dieser Einförmigkeit überall ein eigenartiges, harmonisches, den Stempel friedlichster Gemütlichkeit tragendes Bild. Mit Vorliebe sind die öffentlichen Gebäude, Paläste und Tempel am Fusse oder auf halber Höhe eines Berges angelegt, und sind schon von weitem durch ihre Thorbogen und geschweiften Ziegeldächer erkennbar.

Friedlicher, ruhiger Lebensgenuss ist auch im allgemeinen der Charakterzug des Koreaners, der, was besonders hervorgehoben werden muss, im Gegensatz zum Chinesen und Japaner fremdenfreundlich ist.

In der Regel kamen mir auch alle Mandarinen mit vollendeter weltmännischer Liebenswürdigkeit entgegen. Ich darf Ihnen hier einige Episoden solcher Begegnungen aus meinem Reisetagebuche vorlesen.

Es war in einer Distriktsstadt im Süden von Seoul. Wir hatten kaum unser Quartier bezogen, als auch schon der Distriktspräfekt in höchsteigener Person mit zahlreichem Gefolge erschien, uns seinen Besuch zu machen. Es war ein älterer, kleiner, aber wohlgenährter Herr mit langem, spärlichem, grau-meliertem Bart. Da er im übrigen äusserst höflich war und wiederholt nach unsern Wünschen fragte, sein Bedauern ausdrückte, dass er uns kein besseres Quartier hätte geben können, so wollte ich diese Höflichkeit nicht unerwidert lassen und lud ihn zum Abendessen ein.

Der kleine, freundliche Bürgermeister erschien denn auch pünktlich zur festgesetzten Zeit. Wir hatten ein grossartiges Diner vorbereitet und unser Esszimmer — einen kleinen Raum von 6 qm Flächeninhalt — so komfortabel wie nur möglich ausgestattet. In zwei Ecken waren Kisten

aufgetürmt und auf jeder prangte eine Kerze in einer leeren Flasche als Leuchter. Eines unserer ungebleichten Schirting-Betttücher musste als Tischtuch herhalten und so machte sich unsere Tafel recht elegant. Wir hatten auch ein rechtes Schlemmermenü:

Suppe von Wildgans.
Gemischtes Gemüse.
Büchsengulasch und Stampfkartoffeln.
Curry von Wildgans und Reis.
Pfannkuchen mit Orangenmarmelade.
Kaffee.

Als Getränk wurde Curaçao verzapft, den wir besonders für Koreaner mitgenommen hatten, die süsse Getränke sehr lieben. Der Herr Bürgermeister hatte übrigens sein ganzes Gefolge von 10 oder 12 Beamten mitgebracht, die die denkwürdige Begebenheit mit anschauen wollten und Thüren und Fenster belagerten und schweigend vor Staunen unserm Mahle zusahen. Von jedem Gerichte gab unser Gast seinen Leuten etwas ab, nachdem er uns zuvor höflichst um Erlaubnis gefragt hatte. Es war zu drollig, zu beobachten, wie er einem Nebenstehenden ein Stück Fleisch in die Hand gab, der es dann mit den übrigen teilte, so dass jeder etwas zu kosten erhielt. Die Leute wischten sich dann die Finger an den weissen Papierfenstern ab, so dass diese am andern Morgen im schönen Transparent die Reste des Mahles zeigten.

Nach dem Essen spielten wir zu vier zusammen — unser Dolmetsch war natürlich auch dabei — einige Spiele Domino. Mit grosser Pfiffigkeit hatte unser Koreaner die Feinheiten des Matadorspieles bald erfasst, und jedesmal, wenn ein Spiel beendet war, gab es eine kindliche Freude über den Hineingefallenen, woran die ganze Gesellschaft mit lautem Jubel teilnahm.

Für uns Europäer liegt etwas unsäglich Komisches in diesem Widerspruche: Auf der einen Seite ein peinliches

Bedachtsein auf die Erfüllung aller zeremoniellen Formen, verbunden mit liebenswürdig höflichem Entgegenkommen und auf der andern ein scheinbar vollständiges Aus-der-Rolle-fallen.

Nicht überall wurden wir mit solch ausgesuchter Liebenswürdigkeit empfangen. Bei hochgestellten Beamten beschränkte sich der ganze Verkehr auf das blosse Zeremoniell von Besuch und Gegenbesuch. Aber auch die Art dieses Zeremoniells ist eigenartig und interessant. Wie in China, so sind auch in Korea alle öffentlichen Gebäude von einem oder mehreren, grossen, mit Mauern eingefriedigten Höfen umgeben, und oft gelangt man erst durch ein ganzes Labyrinth von Gängen und durch verschiedene Thore in das Allerheiligste. Jedes Thor besteht nun aus einem Haupt- und zwei Seitenflügeln, und jeder Besucher hat den, seinem Range entsprechenden Thorflügel zu benutzen. Ein Verstoss gegen solch Zeremoniell gilt als ein Staatsverbrechen. — Daher die endlos langen Verhandlungen und Erörterungen, die jedem Besuche vorangehen. Jedem Europäer ist nun der dringende Rat zu geben, nicht mutwillig solche Gebräuche zu verletzen, wenn er Wert darauf legt, als gebildeter Mann beurteilt zu werden. Aber andrerseits muss er auch ebenso sehr darauf bedacht sein, selbst auf der Erfüllung aller solcher Vorschriften zu bestehen, die ihm gegenüber zu beobachten sind. Es hiesse mutwillig die Hälfte von seinem Ansehen preisgeben und den ganzen Nimbus einbüssen, mit dem man als Fremder umgeben ist, wollte ein mit hohen Empfehlungsbriefen der Regierung reisender Fremder nicht darauf bestehen, dass er nur durch den Hauptflügel des Thores in den Yamen eines Provinzial-Gouverneurs eintritt.

Schon aus praktischen Gründen darf man sich nie über solche lästigen Etiquettenfragen hinwegsetzen. Der Einfluss und das Ansehen asiatischer Mandarinen ist dazu zu gross, und man ist stets mit allen Erkundigungen über die Verhältnisse des Landes, über das Vorhandensein und die Lage von Goldwäschereien auf die Mandarinen an-

gewiesen. Freilich hat das auch oft seine grossen Schwierigkeiten. Der Asiate ist der geborene Diplomat. Selten wird man von ihm eine korrekte Antwort auf solche Fragen erhalten, trotz aller Empfehlungen und trotz aller sonstigen Freundlichkeit. Jeder Mandarin glaubt im eigensten und im wohlverstandenen Interesse des Landes zu handeln, wenn er einen Fremden, dessen Zweck und Ziele ihm unklar und unverständlich sind, möglichst von sich abweist. Mit der grössten Liebenswürdigkeit und Gewandtheit sucht er zunächst das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen, gelingt dies nicht, dann lautet die Antwort im Tone des höchsten Bedauerns: es thut mir sehr leid, aber in meinem Distrikte ist gar nichts, wohl aber in dem anderen, da und da, meist in dem, aus dem man soeben kommt. Wiederholt war es mir geglückt, durch Beharrlichkeit dennoch zum Ziele zu kommen. Dann entschuldigte sich der Mandarin, er habe es selbst nicht besser gewusst, er sei erst kurze Zeit im Amte oder so ähnlich. Verlegen ist er darum nie.

In einer Stadt im Süden von Seoul, hatten wir beispielsweise zwei Tage gebraucht, um zu erfahren, dass in kaum 40 li Entfernung (vier Wegstunden) reiche Goldwäschen seien. Als ich dann mein Erstaunen ausdrückte, dass dies niemand gewusst, wurde mir geantwortet, ja, das ist ja auch ein ganz andrer Distrikt.

Unsre Expedition war zuerst nach Süden gegangen. Nach etwa zehntägiger Marschdauer wendeten wir uns nach Nord-Nordosten und näherten uns nun mehr und mehr dem grossen Gebirgszuge, der sich parallel der Ostküste entlang zieht.

Das Landschaftsbild bietet hier in dieser Gegend wenig Abwechselung. Ueberall in den Thälern breiten sich Reisfelder aus. Die schmalen Dämme, die sie umziehen, um das Wasser auf den Feldern festzuhalten, winden sich gleichsam als Niveau-Linien in steter Einförmigkeit an den flachen Hängen entlang. Nicht selten sieht man sie in die kleinsten Seitenthäler hinaufklettern, Stufe für Stufe, oft bis zu ansehnlicher Höhe, wo nur irgendwie Wasser zur Berieselung

herangezogen werden kann. Jeder Ausblick von der Passhöhe, von erhabenen Bergkuppen bietet immer dasselbe wiederkehrende Bild: Reisfelder im Thale, kahle oder dürftig mit Buschwerk bestandene Gehänge, und auf den Kämmen ein lichter Bestand von Kiefern, die von weitem den Eindruck einer baumbepflanzten Landstrasse hervorrufen.

Zahlreiche Wildgänse und Wildenten tummeln sich auf den Tümpeln der Reisfelder, Tauben auf den Weizen- und Hirsefeldern, und in dem niedrigen Buschwerk der Berghänge der Fasan. Sandhühner, Wachteln, Birkhühner und Haselhühner, alles ist vertreten, so dass unsere Tafel niemals Mangel an Wildpret gelitten hat.

Ueber den Tempelhainen, in der Nähe der Städte, wiegen sich die Adler in den Lüften, und in den hohen Ulmenbäumen haben zuweilen ganze Storchgemeinden ihre Wohnstätten aufgeschlagen. — Auch der Koreaner ist ein eifriger Jäger, er richtet den Falken zur Jagd ab, und zu Dutzenden zählen die Fasanen, die der Falk auf einer einzigen Birsch schlägt. Im Winter kam ich einst in eine Dorfherberge, wo an 300 Stück Fasanen, einer dicht neben dem andern, an der Decke aufgehängt waren. Sie werden alle nach Seoul gebracht. 20—30 cents = 40—60 Pf. kostet dort das Stück.

Nicht so gross ist der Bestand an Hochwild. Das Wildschwein ist fast ausgerottet. Niemals habe ich auf meinen Reisen in Korea davon gehört. Hirsche und Rehe sind fast nur noch auf die schwerer zugänglichen und bewaldeten Gebirge im Osten und Norden beschränkt, und ebenso der Tiger, dieses gefürchtete und gefährlichste aller Raubtiere. Der koreanische Tiger ist besonders gross und gefährlich und zeichnet sich infolge des kalten Winters durch ein sehr schönes, dichtes Fell aus. Er ist noch vorhanden im Lande, und mehr als einmal sahen wir Fallgruben, die die Bauern für den ungebetenen Gast hergestellt hatten.

Während meiner letzten Ueberwinterung im Norden haben wir wiederholt Tigerspuren gefunden, und mehrmals

kam die Nachricht, dass der Tiger in diesem oder in jenem Dorfe der Nähe einen Menschen weggeholt habe.

Dennoch ist es mir trotz wiederholter Anstrengungen nie gelungen, einen Tiger zu Schuss zu bekommen. Wer heute in Korea einen Tiger erlegen will, der muss sich mindestens drei bis vier Wochen lang hintereinander, und zwar im Winter, am besten in einem Dorfe in der Nähe von Wönsan aufhalten und **nur** diesem einen Zwecke leben. Aber er kann dann auch des Erfolges ziemlich sicher sein. Gerade in Wönsan vergeht im Winter keine Woche, wo nicht mindestens ein Tiger eingebracht wird.

Die koreanischen Tigerjäger, grosse, schlanke und wettergebräunte Gestalten, mit markigen, männlich schönen Zügen, rücken diesen Bestien mit ihren Luntenflinten auf den Leib und doch sind es Tiger, deren Fell nicht selten 11 bis 12 Fuss und darüber misst.

Auf dem Weitermarsche nach Norden erreichen wir Wöndju, die alte Provinzialhauptstadt am Fusse eines 1000 m hohen, bewaldeten Kammgebirges, und überschreiten dann bei Tshun-tshön, der jetzigen Provinzialhauptstadt, die nördlichen Quellflüsse des Han-Flusses.

Von da an verfolgen wir nun den Han-Fluss immer aufwärts, und erst nach mehreren Tagereisen treffen wir die grosse, von Seoul nach Wönsan führende Strasse. Es ist auffallend, dass diese Strasse nicht dem Flusslaufe folgt, obwohl dieser von flach gehenden Tschunken von Seoul bis oberhalb Nang-tshön befahren wird und ausser dieser Stadt und Kim-song noch die Provinzialhauptstadt berührt. Wandert man aber das Flussthal aufwärts, so wird man in den vielen Durchbrüchen, die sich der Fluss hat erzwingen müssen, bald den Grund dafür finden.

Schroff stürzen sich an vielen Stellen die Felsklippen zum Flusse hinab und zwingen den schmalen ihn begleitenden Pfad, der an den steilen Gehängen dann nicht mehr Raum findet, die Höhen zu überschreiten. Wäre das Bergland eine hüglige Hochebene, wie z. B. die Schiefergebirge zu

beiden Seiten unsres Rheines, so könnte der Weg auf längere Strecken hinaus auf der Höhe bleiben. Aber die wilde Zerrissenheit, die hier die vielen scharf eingeschnittenen Erosionsthäler hervorrufen, nötigt ihn immer wieder von neuem ins Thal hinabzusteigen. Diese Verhältnisse waren also der Schaffung einer grossen Verkehrsstrasse im Thale des Han-Flusses nicht günstig. Weiter ab nach Westen liegen die Bodenverhältnisse viel günstiger. Zwei grosse, parallele Höhenzüge säumen hier ein 20 km breites Längsthal ein, an dessen Westseite sich der Ihm-djin-Kang entlang zieht, der bedeutendste rechte Nebenfluss des Han, den dieser kurz vor seiner Mündung aufnimmt.

Als nördlichsten Punkt auf dieser Expedition erreichten wir Tang-kogä. Man befindet sich hier schon in viel gewaltigerer Gebirgsnatur.

Wunderbar war hier der Blick, den wir von einer 1200 m hohen Dolomitkuppe auf das wilde, zerrissene Gebirgsland genossen. Wohl neun verschiedene, unter sich parallele Gebirgszüge liessen sich deutlich unterscheiden, und nach Osten zu sah man die schneebedeckten Granit-Häupter des Kum-gan-san.

Und in welchem Gegensatz zu dieser prachtvollen Gebirgsnatur stand der Anblick des Dorfes Tang-kogä, oder richtiger: der Dörfer von Tang-kogä, denn es sind hier drei verschiedene Goldwäscher-Ansiedelungen, die diesen Namen tragen. Das enge Thal, das wir aufwärts verfolgt hatten, erweitert sich hier kesselartig, und hinter dem Durchbruch haben sich gewaltige Schottermassen aufgestaut, die goldhaltig sind. Seit Jahren arbeiten hier koreanische Goldwäscher. Sie kommen und gehen, wie das Glück oder das Missgeschick sie herzieht oder weiterwandern lässt. Es ist dieselbe Unstetigkeit, wie sie von jeher allen von einzelnen betriebenen Goldwäschereien eigen gewesen ist. Niemand hat ein Interesse, etwas Bleibendes zu schaffen, und so machen die Ansiedelungen der Goldwäscher einen Eindruck, wie ich ihn schmutziger und abstossender nicht bei den schmutzigsten Negern empfangen habe.

Und dennoch zwang mich das Schicksal, tagelang in diesem Orte zu verweilen, wo wir keinen Platz finden konnten, der gross und sauber genug war, um ein Zelt aufzustellen.

Bei strömendem Gewitterregen trafen wir ein und waren froh, ein trocknes Unterkommen in der ersten besten koreanischen Herberge zu finden. Wir wählten uns den einzigen Raum aus, der von dem Kochfeuer nicht geheizt werden konnte. Darin war gerade Platz, unsre Betten und dazwischen den Tisch aufzustellen. Sitzen mussten wir auf den Betten, und immer nur einer konnte in dem übrig gebliebenen Raume stehen. An der angerussten Decke aus Reisstroh hingen Spinngewebe und ein Schmutz, der bei jedem Oeffnen und Schliessen der Thür in dickem, braunem, unqualifizierbarem Staub auf Betten und Tisch niederfiel. Die Wände waren marmoriert von den vielen Spuren der mit dem Finger totgedrückten Wanzen. Dazwischen huschten seelenvergnügt hunderte von Schwaben hin und her. Dennoch waren wir froh, ein trockenes Fleckchen gefunden zu haben, und auch die Suche am andern Tage liess uns kein besseres Quartier finden. Der Schmutz von Tang-kogä ist übrigens in Korea sprichwörtlich geworden. Tang heisst heilig — kogä Pass, aber Dong heisst Schmutz. So sagen die Leute von Seoul, wenn sie dorthin kommen, das ist nicht Tang-kogä, sondern Dong-kogä.

Uebrigens hatten wir an diesem Ort, wo wir vom 19. bis zum 22. April weilten, nach dem Gewitter jede Nacht Fröste. Kaum hatten wir das Gebirge hinter uns, als das Wetter warm und frühlingsartig wurde.

Wir marschierten nun unmittelbar auf Seoul los, ohne eine der dazwischen liegenden Distriktsstädte zu berühren.

Ganz anders sah jetzt das Land aus, als vor sechs Wochen. Die Gehänge waren fast rot gefärbt von den vielen tausenden blühenden Azaliensträuchern. An den Wegen blühte die wilde Deuzie und die Spirëe; die Obstbäume: Birne, Kirsche, Aprikose und Pfirsich, prangten im herrlichsten Schmuck, und auf den Wiesen sprossten tausende von roten, weissen

und blauen Lilien hervor. Wildgans und Wildente waren von den Reisfeldern verschwunden. An ihrer Stelle stolzierten Kranich und Reiher einher. — Ende April hatten wir Tshemulpó glücklich und wohlbehalten erreicht.

Aber schon wenige Wochen später unternahm ich eine zweite Expedition nach dem Norden, die vorzugsweise der Provinz Ping-Yang-Do galt.

Diesmal schloss sich der Chef der deutschen Firma in Tshemulpó, Herr Wolter, an, so dass wir drei Europäer mit 23 Pferden und im ganzen 37 Personen waren.

Anfang Mai brach die Expedition nach Norden auf. Während mein Assistent die Karawane nach Ping-yang führte, fuhr ich mit Herrn Wolter zur See um das Westkap von Hwang-Hai-Do herum und in den Ping-yang-Fluss oder Tatung-kang hinein.

Unser Fahrzeug war ein kleiner hölzerner japanischer Dampfer, der unter koreanischer Flagge segelte. Am zweiten Tage fuhren wir in den Tatungfluss ein und hinauf nach dem erst vor kurzem neu eröffneten Vertragshafen Tshin-nam-po.

Die Fahrt auf dem breiten Strom, der sich in vielen Windungen durch das Gebirge bricht, zeigt landschaftliche Schönheiten, die den berühmtesten Flussfahrten ebenbürtig zur Seite gestellt werden können, besonders im Mai, wo die Matten im frischesten Grün prangen und die hohen Berge sich mit scharfem Profil von dem blauen klaren Himmel abheben.

Bis Ping-yang kam unser Dampfer nicht hinauf. Der Fluss bildet schon unterhalb der Stadt Stromschnellen, die nur mit kleinen Ruderboten, sogenannten Sampans, zu nehmen sind, doch nur mit dem Flutstrom, der sich sogar bei den Stromschnellen in entgegengesetzter Richtung bemerkbar macht. Glatt und gefahrlos kamen wir mit unsern Sampans darüber hinweg.

Sie alle kennen den Namen der Stadt Ping-yang, die im japanischen Kriege viel genannt wurde. Die Stadt ist damals zum grossen Teile zerstört worden und heute noch

nicht ganz aufgebaut. In den schmutzigen, engen Strassen herrscht lebhafter Verkehr.

Inmitten des alten Trümmerfeldes liegen die im koreanischen Stile erbauten Gebäude der amerikanischen Mission, wo wir freundliche Aufnahme fanden und einige Tage rasteten. Ich besuchte die in der Nähe liegenden Kohlengruben, vereinigte mich dann mit der inzwischen angelangten Karawane, und nun ging die Reise mit schier endlosem Tross nach Norden.

Ich will Sie nicht aufhalten mit der Beschreibung der Goldgruben bei Unsan, wo die Koreaner wirklichen Bergbau treiben und das Gestein mit Feuersetzen hereingewinnen. Die Wälder der ganzen Umgegend sind schon verwüstet. Alles ist in die Gruben gewandert, aber nichts wieder nachgepflanzt.

Wir überschreiten die Wasserscheide zwischen Tatungkang und Amnu-kang und folgen diesem Flusse aufwärts bis in sein Quellgebiet.

Dort oben, im Hochgebirge liegt versteckt in Waldeseinsamkeit ein altes Buddhisten-Kloster. — Die ganze Umgebung des Klosters ist eine der schönsten Gegenden, die ich jemals gefunden. Man soll ja keine Vergleiche zwischen verschiedenen Landschaften ziehen, sondern sich bemühen, das Eigenartige herauszufinden. Aber unwillkürlich wurde ich beim Anblick dieses Thales an das Bodethal erinnert. Nur gewaltiger, höher waren die Berge und üppiger der Pflanzenwuchs. Das Eigenartige koreanischer Gebirgslandschaften besteht in einer wunderbaren Harmonie wilder Gebirgsnatur und lieblichster Pflanzenwelt mit Formen, die wir nur als Zierpflanzen kennen: Magnolie, Azalie und wilde Fuchsie, und über Felsen und Klippen spinnt der wilde Wein und der Epheu seine Ranken.

Die Klosteranlage gleicht einer ganzen Ansiedelung. Es sind wohl einige zwanzig grössere Gebäude und Tempel, die hier im Grün des grossen Parkes verstreut umherliegen. Alles Gebäude, die aus der Blütezeit Koreas stammen, mit ihren

hohen Hallen und gewaltigen Dächern, die auf mächtigen hölzernen Säulen ruhen. Man sieht es den Schnitzereien und Malereien an, dass sie aus einer Zeit stammen, da das Kunstgewerbe in Korea höher stand als heute.

Neben der grossen Vorhalle zum Haupttempel befindet sich eine grosse bronzene Glocke mit kunstvollen Verzierungen, und auf den Höfen, zwischen den Tempeln, marmorne Pagoden, von denen die Hälfte der kleinen Glocken, die sich im Winde bewegen und leise ertönen, bereits gestohlen ist. Kein Mensch kümmert sich darum. In der Bücherei wurden uns alte Brokatarbeiten gezeigt, die mit verschiedenen Kostbarkeiten, wie Schalen aus dem geschätzten Jadestein — Nephrit —, in einem Reliquienschrein aufbewahrt werden, alles Erzeugnisse koreanischen Gewerbfleisses, wie sie heute niemand mehr zu machen im stande wäre.

Was eigentlich die Mönche hier treiben und thun, ist nicht viel. Ehemals, vor 300 Jahren, als das Kloster gegründet wurde, und die nächste folgende Zeit war es sicher ein Hort der Kultur, da die heiligen Bücher des Yü und die Schriften des Konfutse noch gelesen und verstanden wurden. Heut ist alles zu einem leeren Formenkram herabgesunken, und schon darüber hinaus ist der Verfall gegangen und der heiligen Scheu und Ehrfurcht ist die Liberalität der Laxheit gefolgt.

Zehn li von diesem Kloster Mio-han-san liegt hoch im Gebirge ein Vorwerk Sang-wön-an. Der Weg dorthin führt ein Seitenthal hinauf. Am Ausgange dieses Thales liegt ein Friedhof. Runde, urnenartige und oft mehr als mannshohe Grabsteine und dazwischen vereinzelte marmorne Gedenktafeln geben dieser Grabstätte ein ganz eigenartiges Aussehen.

Das Thal, durch welches der Weg zum oberen Kloster führt, steigt gewaltig steil an, und zwischen den riesigen Granitblöcken, die wie von Titanenhand aufgetürmt sind, windet sich murmelnd und plätschernd ein Giessbach hinunter und all und überall sprosst das üppige Grün in Baum und Strauch, in Kräutern und Schlingpflanzen hervor. Der Anstieg über

die glatten Granitplatten ist eine Klettertour, die den ersten Hochgebirgstouren ebenbürtig zur Seite zu stellen ist. Kurz vor dem Kloster steigt eine steile Granitwand auf, die erklommen werden muss. Man hat Fusstritte hineingehauen und eine eiserne Kette als Handhabe im Felsen befestigt. Dann folgt noch eine zweite solche Kette in einer Gesteinsspalte, und man befindet sich auf einer vorspringenden, wohl 100 m steil abstürzenden Granitklippe. Ein Felsenkessel, von schroffen, überhängenden und glatten Wänden umgeben, öffnet sich vor uns, und brausend stürzt der Giessbach sich über die Felswand in die schwindelnde Tiefe.

Geradeüber, an den Berg gelehnt, liegen die Klostergebäude, und davor ist in den Felsen mit gigantischen Zeichen eine Inschrift gemeisselt. Abendröte und schöner Sternenhimmel ist ihr Sinn.

Aber von dem vielen Klettern waren wir durstig geworden. Die guten Mönche brachten uns Honigwasser, worin Fichtenkerne schwammen, kein so übles Getränk, das wir gerne nahmen, und das jedenfalls sehr geeignet ist, den Durst zu löschen.

Im übrigen sind die buddhistischen Mönche Vegetarier, wie es die Lehre Buddhas gebeut.

„Kein Tier, kein lebendes Wesen töten“ und „keinen Wein und keine geistigen Getränke trinken“, sind zwei der fünf Moralgebote Buddhas. Den Einfluss des ersteren merkt man noch heute überall in Korea. Wohl wird Fleisch von Koreanern gegessen, aber doch verhältnismässig in sehr beschränktem Umfange. Reis und wieder Reis. Hirse und Gerste und Bohnen, Salate, getrocknete Fische, scharfe Pickles und pikante Saucen aus gebrannten Bohnen hergestellt. Eier, namentlich Spiegeleier in Ricinusöl gebacken, kandierte Früchte und dergleichen bilden, wie bei Chinesen und Japanern, die wesentliche Nahrung der Koreaner.

Streng hält sich wohl niemand mehr an die Vorschriften der Religion, aber die Schlächter sind noch heute die niedrigste Klasse in Korea, denen es bis vor kurzem nicht

einmal gestattet war, einen Hut zu tragen. Nur die Mönche meiden noch gewissenhaft jeden Fleisch-, Fisch- und Eiergenuss. Auch den Sam-tschu, den koreanischen Reiswein, trinken sie nicht. Aber nicht so genau nahmen sie es mit Berliner Getreidekümmel, den wir ihnen anboten und den sie in ganz respektablen Mengen hinter die Binde gossen.

Gilka erfreut sich nämlich grosser Beliebtheit in Korea. Koreaner sagen, es sei der beste Wein, den es gäbe; und wenn wir jemand ein fürstliches Geschenk machen wollten, so gaben wir eine Flasche Gilka, die allemal mit grossem Danke angenommen wurde.

Uebrigens bilden auch die Mönche eine sehr verachtete Klasse. Und wie jeder Stand und Rang in Korea an Hut und Haartracht zur Schau getragen wird und äusserlich erkenntlich ist, so zeichnen sich auch die Mönche dadurch aus. Sie tragen das Haar kurz geschoren mit einer kleinen Tonsur auf dem Scheitel und nur eine randlose kappenartige Kopfbedeckung, während alle übrigen Koreaner die Haare lang wachsen lassen. Knaben und unverheiratete junge Männer lassen das Haar in einen Zopf geflochten hängen und tragen keinen Hut. Der Verheiratete schert sich auf dem Scheitel eine grosse Fläche frei, um die die übrigen Haare herumgewickelt und zu einem Knoten auf dem Scheitel zusammengebunden werden. Die Frisur wird sehr künstlich durch ein fest um die Stirn geschnürtes Rosshaargewebe zusammengehalten. Darauf ruht ein gross- und gradkrempiger Hut aus feinem gesplissenen Bambus. Mit solchen Hüten wird von den Koreanern ein grosser Luxus getrieben. Ein guter, aus bestem Material gefertigter, schwarz gefärbter Hut kostet nach unserem Gelde einige 30 Mark. Es liegt somit auf der Hand, dass sich nicht jeder Mann einen Hut leisten kann, und wenn er einen besitzt, so wird er getragen bis zum letzten Rest. Gewöhnliche Kulis begnügen sich deshalb meist damit, dass sie ein Tuch um den Kopf schlingen.

Landleute tragen in der Regel einen grossen Hut aus Bastgeflecht. Aehnlich die Trauernden, bei denen der Hut

den stattlichen Durchmesser von 80 cm erreicht. Er soll das Gesicht möglichst verdecken. Ist die Trauer ganz tief, so hält der Trauernde noch einen dichten Schleier vor das Gesicht, den sogenannten Bescheidenheitsschleier. Frauen tragen niemals eine Kopfbedeckung. Nur Landfrauen binden sich ein Tuch um die Stirn. Sie scheiteln das Haar schlicht in der Mitte und flechten es hinten in einen Knoten zusammen.

Die übrige Tracht der Koreaner ist auffallend gleichartig. Es ist geradezu merkwürdig, dass in einem Lande, wo von jeher so scharfe Klassenunterschiede bestanden haben, alle Stände, vom Minister bis zum Bettler, alles die gleiche weisse Kleidung trägt, weite Hosen, die um die Knöchel fest zugebunden sind, weisse Schuhe und ein togaartiges Oberkleid mit weiten Aermeln, welches handbreit unter den Achseln gegürtet wird. Bei den Frauen besteht das Oberkleid aus zwei Teilen, einem Rock, ähnlich dem unserer Frauen, und einem Jäckchen, das kaum bis an den hochsitzenden Gürtel hinabreicht, und also stets einen fingerbreiten Streifen Haut um den ganzen Oberkörper herum sichtbar lässt. Verheiratete Frauen tragen den Gürtel etwas tiefer und zeigen die eigentümlichste Dekoletage, die man sich denken kann. Während Nacken und Hals bedeckt sind, hängt der Busen frei heraus. Koreanische Mütter sind äusserst abgehärtet an den Teilen, wo unsre Frauen besonders empfindlich sind. Selbst bei strenger Winterkälte von — 10 Grad habe ich Koreanerinnen in dieser Verfassung gesehen am Bache sitzend und waschend. Der Grund zu dieser Tracht liegt einmal darin, dass Koreanerinnen ihre Kinder bis zum vierten Jahre nähren, und sodann in der Umständlichkeit, die die Lösung des 3—6 mal um den Leib geschlagenen Gürtels verursacht. Schön kann man diese Tracht nicht nennen. Der Koreanerin fehlt überhaupt der Liebreiz der Japanerin. Sie sieht immer mürrisch und finster aus. Genauere Kenner der Verhältnisse behaupten aber, dass sie von allen drei Nationen des Ostens den schönsten Körperbau habe. Weder das verstümmelte

Füsschen und das dünne Bein der Chinesin, noch das unschöne Knie der Japanerin entstelle ihren Körper. Der Koreaner selber sieht das weibliche Schönheitsideal nur in dem ganz jungen, unentwickelten Mädchen. Alle Tänzerinnen, Konkubinen, Haremsmädchen und dergleichen sind fast noch Kinder. Derbe Formen scheinen auf ihn keinen Reiz auszuüben.

Die Ehen werden auch meist schon im Kindesalter geschlossen. Aber an sich gleicht eine solche Ehe mehr dem Zustande unsrer Verlobung. Die jungen Gatten wohnen meist getrennt, und in späteren, reiferen Jahren wird dann häufig nochmals eine Ehe-Zeremonie vorgenommen, deren Bedeutung für das Zusammenleben des jungen Paares erst die nämliche ist, wie unsere Eheschliessung. Aber rechtlich gilt die Ehe mit dem ersten Akte als geschlossen.

Uebrigens muss man bei der Altersangabe von Koreanern eine höchst merkwürdige Gewohnheit berücksichtigen. Wird heute ein Kind geboren, so wird morgen gesagt, es ist 1 Jahr alt. Mit dem Beginn des neuen Kalenderjahres zählt es dann 2 Jahre. So kann es kommen, dass einem ein zwei- oder dreitägiges Kind als zweijährig bezeichnet wird, wenn es nämlich zufällig kurz vor Neujahr zur Welt gekommen ist. Demnach hat man also stets 1 bis 2 Jahre von dem angegebenen Alter abzuziehen. —

Kehren wir nun wieder zu unserer Reise zurück. Wir waren stehen geblieben bei dem Buddhisten-Kloster im Norden. Von da aus wendeten wir uns mehr der westlichen Küste zu, um über Yöng-biön und An-dju nach Ping-yang zurückzukehren. In den Orten, die wir passierten, herrschte jetzt lauter Festfreude. Am achten Tage des vierten koreanischen Monats ist nämlich Buddhas Geburtstag. Tagelang vorher beginnen die Feierlichkeiten, wie Teufelaustreibereien, eigenartige Tanzaufführungen, Gebetemurmeln, begleitet von einer schauerlich monotonen Trommel- und Tamtammusik. Artisten und Tänzerinnen in abenteuerlichem Putz belustigen die Menge.

Eigentümlicher Weise beten die Koreaner nur zu den bösen Geistern. Dem guten Gotte zu dienen, ihn, der ja ohnehin nur das Beste will und kann, um etwas zu bitten, scheint dem Koreaner ein logischer Widerspruch und mindestens als überflüssig. Aber die bösen Geister müssen milde gestimmt werden durch allerhand Gaben und Opfer, um Krankheit, Tod oder Missgeschick fern zu halten.

Abends fand in jenen Tagen — wir sind immer noch bei Buddhas Geburtstag — vor der Präfektur eine schauderhafte Trommel- und Trompeten-Musik statt, die einem musikgebildeten mitteleuropäischen Ohr wahrhaft Schmerzen bereiten konnte. Zu unserm Entsetzen fing diese Radau-Katzenmusik nachts gegen drei Uhr nochmals an.

Koreaner lieben überhaupt nächtliches Leben. Gerichtsverhandlungen werden sehr häufig in vorgerückter Abendstunde bei Holzfackelbeleuchtung vorgenommen, immer in dem ummauerten Hof vor der offnen Halle, die allen ostasiatischen Amtsgebäuden eigen ist. Schauerlich ertönen dann die langatmigen Rufe der Gerichtsdiener, weithin hörbar durch die stille Nacht, und noch schauerlicher das Wehklagen der Verurteilten, denn die Strafe wird, wenn sie Prügelstrafe ist, gewöhnlich unmittelbar nach dem Urteile vorgenommen.

Ein Gefängnis nach unsrer Art kennt man in Korea ebensowenig wie in China. Gefangene sind niemals eingekerkert, sondern entweder am Fuss oder mit schweren Brettern an Arm und Holz gefesselt. Für ihre Nahrung haben ihre Angehörigen zu sorgen, und nicht selten kümmert sich niemand darum, ob sie die erhalten oder nicht. Die frühern grausamen Foltern und entsetzlichen Strafen, von denen noch Hesse-Wartegg berichtet, sind seit einigen Jahren abgeschafft. Man ist in dieser Beziehung heute in Korea schon ein gut Stück zivilisierter als in China und ist eifrig bestrebt, japanische Einrichtungen nachzuahmen. Dagegen ist das Kunstgewerbe, worin die Koreaner ehemals ganz Hervorragendes leisteten, heute ganz verfallen. Koreanisches

Porzellan findet man heute nur noch sehr selten und meist nur in Sammlungen. Die Einlegearbeit, die Lackarbeit und Seidenstickerei sind heute ganz unbedeutend, und was davon noch gemacht wird, ist geschmacklos.

Die Stadt Yöng-biön war früher ein lebhafter Industrieort. Heute findet man nur noch schwache Ueberreste davon. Die Tauschierarbeit, Ausschlagen eiserner ziselierter Gegenstände mit Silber zu allerhand kunstvollen Mustern — eine Kunst, die in Korea, besonders in Yöng-biön heimisch und blühend gewesen und von hier nach Japan gekommen ist, wird jetzt nur noch auf unmittelbare Bestellung ausgeführt, und die Bestellungen laufen spärlich ein. Ebenso ist es mit der Emailindustrie; die Gelbgiesserei und die Eisengiesserei beschränken sich nur noch auf Gebrauchsgegenstände wie Essgeräte, gegossene Schaufeln und Pflüge und dergleichen. Die heimische Textilindustrie findet man nur noch bei den Landbewohnern Die Anfertigung des sogenannten Grastuches aus einer Nesselart (Boehmeria nivea) geschieht nur noch vereinzelt. Das englische Shirting hat das Grastuch vollständig verdrängt. Auch die Seidenzucht findet man nur vereinzelt. Fast Alles, was der Koreaner heute trägt, mit Ausnahme des Hutes, ist fremd, entweder europäisch oder chinesisch. Die heimische Industrie ist verfallen.

Blühend ist in Korea dagegen noch der Ackerbau. Guter Boden und gutes Klima begünstigen ihn von Natur, und seit den wenigen Jahren des Aufhörens der alten Feudalwirtschaft, seit dem Frieden von Shimonoseki hat sich der Bauernstand gewaltig gehoben. Der koreanische Bauer bekommt heute seine Früchte gut bezahlt, und die Zeiten, wo ein hoher Beamter es wagen durfte, überhaupt nicht zu bezahlen, sind Gottlob vorüber. Ich selbst habe gelegentlich einmal einen missliebigen Präfekten vor der Rache des Volkes beschützen müssen.

Verfallen war auch die ganze Stadt An-dju, die in dem letzten Kriege fast zerstört worden war. In den vier Jahren, die seitdem verflossen, hatte der wilde Wein und der Epheu

überall über die Trümmer seine Ranken gesponnen, als ob Jahrzehnte darüber hingegangen wären.

Von And-ju ging unser Marsch wieder nach Ping-yang, und von da wendeten wir uns ostwärts. Unser Ziel war Tang-kogä, das wir schon auf der ersten Reise als nördlichsten Punkt besucht hatten. Diese Durchquerung des verworrenen Gebirgslandes führte uns in eine der schönsten Gegenden Koreas. Wir überschritten auf diesem Wege vierzehn grössere Bergketten und ein basaltisches Hochplateau, ehe wir Tang-kogä nach vierzehntägigem Marsche erreichten.

Ende Juni langten wir wieder in Tshemulpó an. Wir hatten nun zwei Expeditionen von je 6—7 Wochen hinter uns und hatten dabei mit allen Nebentouren nahezu 2500 km zurückgelegt. Wir haben das Land von Süden nach Norden, von Osten nach Westen durchzogen, eine ganze Anzahl grösserer und kleinerer Gebirgszüge überschritten und die meisten bedeutenden Flüsse mitunter auf recht beträchtliche Strecken verfolgt.

Fassen wir nun die Ergebnisse der beiden Expeditionen zusammen. Die klimatischen Verhältnisse habe ich Ihnen schon zu Anfang geschildert. Auch den landschaftlichen Charakter habe ich gelegentlich mit den Marschrouten geschildert. Aber weniger hervorgehoben habe ich Ihnen den auffallenden Gegensatz im Landschaftsbilde der südlichen und der nördlichen Gegenden. Je mehr Sie von Süden nach Norden wandern, desto reicher und dichter wird der Baumbestand, und an Stelle der bisher vorherrschenden Kiefer treten jetzt Laubhölzer. Eichen mit grossen Blättern, Eschen, Linden, Ulmen und vor allen der Ahorn in seinen mannigfachsten Arten und Unterarten. Es giebt wohl, ähnlich wie in Japan, einige 20 verschiedene Ahornspezies, deren Blätter sich im Herbst blutrot färben und der fallenden Jahreszeit — dem *fall*, wie die Amerikaner so sinnig den Herbst nennen — ein unendlich viel farbenprächtigeres Gewand verleihen, als er es bei uns hat.

Auch der Anbau des Landes ist im Norden ein andrer. Der Reis nimmt nicht mehr die ausschliessliche Herrschaft ein; Riesenhirse, Gerste und Weizen treten an seine Stelle. Mit Vorliebe suchen die Ackerbauer dazu die dem Süden zugewendeten Berghänge aus. Die Eichen- und Eschenwaldung wird planmässig niedergebrannt, um den Boden damit zu düngen. Im ersten Jahre genügen die Aeste, und im zweiten folgen die Stämme. Länger hält die Düngung auch nicht vor, dann hat der Regen die leichte Holzasche weggeschlämmt, und von neuem beginnt das Verwüstungswerk an andrer Stelle. Oft sahen wir abends von unserm Zeltlager aus an 5—6 verschiedenen Stellen die feurige Lohe zum Himmel aufwirbeln, und sogar einmal mussten wir mitten durch ein solches brennendes Feld mit unsrer ganzen Karawane hindurch.

Niemand gebietet dieser sinnlosen Verwüstung Einhalt. Die Gesetze des Landes freilich verbieten sie, aber wer hat in Korea die Macht, eine solche Bestimmung, die einen ganzen Stand der nomadisierenden Bauern vernichten würde, einen Stand, der sich im Laufe der jahrhundertelangen Ohnmacht der Regierung gebildet hat, — ich sage, wer hat die Macht, das Verbot durchzuführen?

Nur die Kiefer wird als Bauholz geschont. Aber keiner denkt daran, den geschlagenen Baum durch Nachpflanzung zu ersetzen, und so wird binnen wenigen Jahrzehnten das Land im Norden ebenso entwaldet sein, wie es heute der Süden ist.

Der Grund für die Verschiedenheit des Landschaftsbildes im Norden und Süden liegt übrigens nicht allein im Klima. Denn die Winterkälte, so fühlbar sie auch für den Menschen ist, beeinflusst die Pflanzenwelt nicht so sehr. Ein viel wesentlicherer Grund scheint mir in der Bodenbildung zu liegen, in den Gesteinen, die im Norden, und denen, die im Süden vorwalten. Er bedingt in den Gneis- und Granitgebieten des Südens die vielen sandigen Hügelketten, die pflanzenlosen, sterilen Gehänge von Gneis oder Granitgrus,

deren Zurücktreten im Norden so angenehm wohlthuend auf das Auge wirkt. Und damit kommen wir zu dem Gebirgsbau des Landes.

Es ist nicht leicht, den Wirrwarr der vielen Bergkuppen zu enträtseln und Klarheit in die Zusammengehörigkeit der einzelnen Gruppen zu bringen, deren Anordnung zu Höhenzügen und zu grösseren Bergketten vielfachen Wechselfällen zu gehorchen scheint. Ein Umstand, der in erster Linie zu berücksichtigen ist, ist die äusserst verzweigte und vollendete Thalbildung. Die ungeheuren Regenmengen, die in den Monsungebieten niedergehen, verursachen eine so gewaltige Erosionsthätigkeit, dass der Kampf um die Wasserscheide in den meisten Fällen schon so weit fortgeschritten ist, dass diese Scheiden scharfe Grate sind. Die Berge haben einen ganz anderen Charakter als bei uns, sie sind fast ausschliesslich Kammgebirge. Nur ausnahmsweise findet man Hochplateaus, und wo dies der Fall ist, da sind es auch besondere Ursachen, da sind es jungvulkanische Durchbrüche, meist Basalt, der dann deckenförmig auftritt. Steile Gehänge, mit 40—45° Neigung, spitze Bergkuppen, zickzackförmig verlaufende Gebirgskämme sind die Folge dieser gewaltigen Erosion.

So lässt sich der äussere Gebirgsbau nur in grossen Zügen erkennen. Die Haupterhebungen liegen im Norden und im Osten. Als Glied des mandschurischen Gebirgsnetzes zieht sich eine grosse Kette längs der Ostküste nach Süden; aber nur bis etwa zum 37. Breitengrade begleitet sie die Küste. Von da wendet sie sich nach Süd-West dem Landesinnern zu. Das ist das Rückgrat Koreas, von dem sich mehrere Glieder in der Richtung Nord-Ost—Süd-West abzweigen.

Als die höchste Erhebung gilt der Hien-Fung im Norden der Provinz Ham-Kiöng-Do mit 2500 m Meereshöhe. Der nächst hohe Berg ist der Tao-Kwang mit 1940 m.

Im allgemeinen ist die Höhe der Gebirgszüge im Norden nicht über 12—1500 m, während die Bergketten nahe der

Westküste mit ihren höchsten Spitzen 6—700 m nicht überschreiten.

In der Anordnung der Höhen zu zusammenhängenden Ketten haben wir deutlich zwei verschiedene Grundlinien auseinander zu halten. Eine von Nord-Ost nach Süd-West laufende, und eine andre, die von Nord-Nord-Osten nach Süd-Süd-Osten streicht. Wenn wir die östliche Küstenlinie verfolgen, so bemerken wir, dass der Bucht von Wönsan fast genau ein grosser Knick in der Gebirgsachse entspricht, die hier einen stumpfen, der Küste zu geöffneten Winkel bildet.

Die Gestaltung der Küstenlinien ist bis zu einem gewissen Grade abhängig von dem Laufe der Gebirgslinien. Da, wo beide parallel sind, wird die Küste weniger gegliedert, buchten- und inselärmer sein. Den steilen Festlandsrändern entsprechen grosse Meerestiefen, aus denen nur vereinzelt und besondern Ursachen folgend hier und da Inseln hervorragen.

Wo die Gebirge quer auf die Küste stossen, ist diese zerstückelt, und noch auf weite Entfernungen lassen sich die Gebirge verfolgen, wo sie teils als schmale Landzungen vordringen, teils als Inseln über dem Meeresspiegel hervorragen, oder als verborgene Klippen und Felsen in der Tiefe lauern. Nur an wenigen Stellen erreicht das Gelbe Meer Tiefen von 100 m, während der Boden des Japanischen Meeres im Mittel 1100 m tief liegt und sich stellenweise bis auf 3000 m senkt. Hier haben wir eine einfache Längsküste, dort eine vollendete Transversalküste, fast noch zarter gegliedert, als die des südlichen Chinas.

Kehren wir zu dem Bau des Landes zurück. Die Richtungen der Gebirgsachsen sehen wir wieder im Streichen der Gebirgsschichten, das im grossen und ganzen damit zusammenfällt. Wie unter den beiden Gebirgsrichtungen die von Nord-Ost nach Süd-West streichende die häufigere ist, so ist auch diese Richtung als Streichlinie der Schichten die vorherrschende. Es ist im wesentlichen dieselbe Richtung, die wir in grossen Zügen in der ostasiatischen Küstenlinie

überhaupt, in der Anordnung der vorgelagerten Tafelgruppen wahrnehmen, und die auch in Liaotung und Shantung, wo beide Richtungen in den Grundlinien des Landes wiederkehren, die grössere Rolle spielt.

Der Zweiteilung im äussern Gebirgsbau und in der Streichrichtung der Gesteinsschichten entspricht auch der innere Aufbau. Gesteine der Urgneis- und Glimmerschieferformation sind es, die uns im Süden in der Streichrichtung Ost-Nord-Ost—West-Süd-West entgegentreten, während im Norden Dolomite, Kalksteine, Thon- und Phyllitschiefer sowie Kieselschiefer vorherrschen und häufig der Lagerung West-Nord-West bis Ost-Süd-Ost folgen.

Aber das Auftreten der einen oder der anderen dieser Formationen ist nicht mit jener, ans Gesetzmässige streifenden Regelmässigkeit an die eine bestimmte Faltungsrichtung geknüpft, wie das z. B. in Shantung der Fall ist. Vielmehr herrschen hier manche Ausnahmen und verworrene Verhältnisse, die nicht so leicht zu erklären sind. Ich will Sie nicht mit diesen wissenschaftlichen Problemen aufhalten, nur so viel will ich erwähnen, es ist möglich, dass sich ein Teil dieser Dolomite, Thonschiefer u. s. w. als zu einer andern Formation der kambrischen oder sinischen gehörig erweist, und dass die Bedeutung dieser Formation für Korea doch noch als viel grösser erweist, als man bisher angenommen hat. Als die ungefähre Grenze dieser beiden Formationen würde dann etwa eine Linie sein, die im Norden von Pyng-yang nach Süd-Ost über Su-an und Nang-tshön läuft.

Jüngere Formationen treten dagegen in Korea sehr zurück. Ein grösseres Gebiet karbonischer Schichten ohne bauwürdige Kohlenflötze findet sich im Norden von Fusan. Kretazäische Gebilde treten nur inselförmig an der Ostküste auf und endlich wären noch tertiäre Ablagerungen zu erwähnen, die an mehreren Stellen Kohlen führen, teils mit dem Aussehen der Schwarzkohle wie bei Ping-yang, teils auch als typische Braunkohle wie im Norden von Wönsan und bei Ham-höng.

Zahlreich sind die Durchbrüche vulkanischer Gesteine. Von den älteren tritt namentlich der Granit als gebirgsbildend auf. Ein grösseres zusammenhängendes Areal findet sich namentlich am oberen Adju-Fluss. Viele, vielleicht die meisten der hohen Bergkuppen bestehen aus Granit, namentlich da, wo diese als isolierte Kuppen über ihre Umgebung hervorragen. Einige der von Gottsche aus diesem Grunde als Granit angesprochene Kuppen erwiesen sich indessen bei näherer Betrachtung als Dolomitklippen. — Basalte sind namentlich in Mittelkorea sehr verbreitet. Sie treten deckenartig auf und bilden westlich von Tang-kogä bis Su-an Hochfelder.

Eine sehr grosse Bedeutung haben die rezenten Bildungen, vor allem wegen ihrer Beziehung zu dem Vorkommen von Gold.

Fast alle Thalschotter in Korea führen Gold. Die Mächtigkeit der Schotter in den Gebirgsthälern ist in der Regel nicht viel über 5—6 m. Nur vor stauenden Durchbrüchen in eingeschlossenen Thalkesseln wird sie stärker und erreicht z. B. in Tang-kogä stellenweise über 20 m.

Sehr oft haben die Schottermassen eine nachträgliche Schichtung und Sonderung nach der Schwere erfahren. Das Profil ist dann nicht immer das gleiche, aber es lässt doch eine gewisse Gesetzmässigkeit erkennen: Meist zu unterst liegt der goldhaltige Kies, 30 bis 50 cm mächtig; ein graubrauner Schotter von stark gerundeten Geröllestückchen, die selten die Grösse einer Wallnuss überschreiten. Darüber liegt eine Thonschicht von $^1/_2$ bis 1 m Stärke. Der Thon ist sehr verschieden und läuft vom fettesten Töpferthon alle Phasen durch bis zu einer sandigen rauhen Masse, die mit dem Thon fast nur noch die graublaue Farbe gemein hat. Häufig enthält der Thon in der oberen Zone organische Reste bis zu ausgesprochenen Lignitschmitzen, oder es ist ein Zwischenglied von Torferde eingeschaltet, darüber folgt grobes Gerölle mit Lehm, das nach oben zu allmählich feiner wird und schliesslich von Deckmergel und Humus überlagert ist.

Wesentlich ist also das Auftreten eines bestimmten goldhaltigen Kieslagers, dessen Ausbildung meist durch das Vorhandensein einer Thonbank angedeutet ist. Die tiefe Lage des Thones und seine Ueberlagerung durch Gerölle lässt stets auf eine Ruhepause der Korrosionsthätigkeit an jener bestimmten Stelle schliessen, hervorgerufen durch eine Aenderung des Wasserlaufs, aus dem die ganzen Massen abgesetzt sind. Wie die zerstörende Kraft des fliessenden Wassers niemals stille steht, so schreitet auch die aufbauende Thätigkeit der Flüsse unaufhaltsam vorwärts. Niemals ist ein natürlicher Wasserlauf eine schnurgrade Linie. Hindernisse aller Art werden ihn stets zwingen Krümmungen zu machen. Der Stoss ist dann stets gegen das hohle Ufer gerichtet. Hier spült er ab und baut dort an. Die Windung wird immer stärker, und immer mehr wühlt sich der Fluss ein, bis der trennende Damm zwischen zwei Krümmungen zernagt ist, und die Wogen den kürzeren Weg nehmen, und dann denselben Vorgang an andrer Stelle wiederholen. Dieses allmähliche Werk kann gewaltig zur plötzlichen Umwälzung werden, durch eine gelegentliche Hochflut, wie sie in Ländern mit ausgesprochener Teilung des Klimas in eine trockne und eine Regenzeit keine Seltenheit ist. Die Fluten des Hoang-ho in China haben in geschichtlicher Zeit ihrem Wege mehr als einmal gewaltsam eine andere Richtung gegeben und plötzliche Aenderungen im Flusslaufe vorgenommen, wie sie in Europa beispielslos sind. Niemals gehen in unserem Klima Regenmengen von solcher Stärke und Dauer nieder wie in Ostasien. Darin finden wir auch den Schlüssel zu so vielen Umwälzungen, die die Schotterablagerungen durchgemacht haben und die besonders da vorkommen, wo die Hand des Menschen die schon zur Ruhe gelangten Massen durchwühlt und bewegt hat. Dann greifen die sommerlichen Regenmengen hier nochmals umändernd ein. Sie suchen die geschaffenen Unebenheiten des Bodens auszugleichen und — es finden Neubildungen statt. Jeder solcher Vorgang ist eine Art mechanischer Aufbereitung. Die schweren Gold-

partikelchen werden zusammengeschwemmt, und es bildet sich ein neues goldhaltiges Kieslager. Das ist z. B. in Tang-kogä der Fall, wo stellenweise mehrere Kieslager nesterförmig in den Schottern eingelagert sind.

Die Koreaner gewinnen das Gold daraus auf die primitivste Weise. Sie graben grosse Löcher bis auf die goldführende Kiesbank, tragen das Haufwerk in pantoffelförmigen Körben auf dem Rücken zum nahen Bach und waschen das Gold in hölzernen Pfannen aus.

Auch primäre Goldlagerstätten sind in Korea bekannt und werden von Koreanern ausgebeutet, und zwar auf ebenso primitive Weise. Das Haufwerk wird mit dem Hammer zerschlagen, dann mit einer granitenen Walze auf steinerner Unterlage zermalmt, gesiebt und dann ebenfalls gewaschen, natürlich unter grossem Verlust.

Wie alt die Goldwäscherei in Korea ist, ist schwer zu sagen. Sie war noch vor 50 Jahren bei Todesstrafe verboten. Als Grund für dieses Verbot geben die einen an, man habe die Aufmerksamkeit und die Begehrlichkeit der Nachbarvölker dadurch nicht noch mehr erregen wollen. Die andern sagen, die Furcht vor dem Zuzuge wilder, unbotmässiger Horden aus dem Norden sei der Grund gewesen. Beides kann richtig sein. Wir wissen ja, wie Korea von jeher der Zankapfel seiner Nachbarn gewesen war, und andrerseits sind die Goldwäscher noch heute ein gefährliches Volk, bei dem von der Friedfertigkeit der übrigen Koreaner nicht viel zu spüren ist. Später ist dieses Verbot, wie so vieles andre auch in Korea, eingeschlafen, schliesslich hat sich die Regierung damit befreundet, und der geldgierige König freut sich, dass er eine Taxe dafür erheben kann.

Bestimmte Angaben über die Höhe der Goldproduktion in Korea liegen nicht vor. Die Zollbehörden der drei Vertragshäfen veröffentlichen allerdings die Ausfuhrlisten. Danach sind 1897 etwa drei Millionen Mark Gold ausgeführt worden. Man kann annehmen, dass alles Gold ausgeführt wird, denn die Koreaner thesaurieren nicht wie

die Indier und kennen auch keine goldenen Schmuckgegenstände. Aber wieviel Gold gar nicht deklariert wird, namentlich die grossen Mengen, die ungesehen über die chinesische Grenze wandern, entzieht sich unsrer Kenntnis. Ich glaube, man kann die gesamte Goldproduktion Koreas getrost auf 10 bis 12 Millionen Mark annehmen. Das ist, verglichen mit anderen Goldländern, nicht sehr viel, immerhin aber doch der Beweis des Vorhandenseins von Naturschätzen, deren Hebung bei rationeller Bewirtschaftung ein recht lohnendes Geschäft abgeben kann.

So hat es denn auch seit der Eröffnung des Landes für den europäischen Handel nicht an Bestrebungen gefehlt, Bergwerks-Konzessionen in Korea zu erlangen.

Aber jahrelang blieben die Koreaner hartnäckig. Endlich kam der Stein ins Rollen. Ein amerikanischer Missionsarzt hatte einst den König erfolgreich behandelt. Der Arzt wurde später amerikanischer Konsul und setzte beim Könige die Erteilung einer Bergwerks-Konzession an Amerikaner durch.

Auf Grund der Meistbegünstigungsklausel musste dann Korea der deutschen Firma das gleiche Recht gewähren. Ebenso kamen später Franzosen, Engländer und Russen, aber greifbare Bedeutung haben bisher nur das amerikanische und das deutsche Unternehmen erlangt.

Wir hatten beschlossen, als wir von der Süd-Expedition zurückkamen, als unser auszuwählendes Distriktsfeld die Umgegend von Tang-kogä zu nehmen. Kaum war dieses der Regierung bekannt gegeben, als sich ein Sturm der Entrüstung erhob, wie wir gerade Tang-kogä, den anerkannt reichsten Distrikt, beanspruchen könnten. Man veranlasste den König zu einer Erklärung, dass Tang-kogä und mehrere andere Orte (Orte, die wir alle besucht hatten) dem Königl. Haushalts-Departements unterstellt seien und daher nicht an Fremde abgetreten werden könnten. Die Sache ging ja damals durch alle Zeitungen. Die koreanische Regierung suchte mit echt asiatischer Perfidie ein Hinterthürchen nach dem andern und drehte sich und wandte sich, um die erworbenen

Rechte nicht anerkennen zu müssen. Aber der deutsche Konsul liess sich auf nichts ein und verlangte die strikte Anerkennung des Rechtsanspruches. Scharfe diplomatische Notenwechsel und die Vorstellung fremder Ratgeber brachten die Regierung endlich zur Vernunft und zur Anerkennung unsrer Wahl von Tang-kogä. Einer der Ratgeber stellte dabei dem Könige vor, man solle nicht mit Deutschland spassen, das könnte teuer zu stehen kommen und wies dabei auf die Besetzung von Kiautschou hin.

Nach der Regenzeit brach ich dann zum dritten Male nach Tang-kogä auf, um dort die ersten Untersuchungen und Vorarbeiten vorzunehmen. Mit der Anerkennung unserer Rechte durch die Regierung war die Sache nicht abgethan. Es war noch mit der Bevölkerung selbst abzurechnen, und somit blieb der schwierigere Teil meiner Aufgabe noch zu erfüllen.

Feindselig, wie nicht anders zu erwarten war, wurden wir in Tang-kogä empfangen. Macht hatte ich nicht in den Händen, um einer tausendköpfigen, aufgeregten Bevölkerung entgegenzutreten. Wir waren nur drei Europäer, anfangs gar nur zwei. So kümmerte ich mich anscheinend anfangs gar nicht um die Arbeiten der Goldwäscher und schlug mein Lager auf einer kleinen Passhöhe unmittelbar vor dem Orte auf, wo wir uns zur Not am besten verteidigen konnten. Aber so weit kam es noch nicht. Nur was wir im Orte selbst haben wollten, Trinkwasser, mussten wir uns mit dem Revolver in der Hand erzwingen.

Das Verhältnis zu den alten koreanischen Unternehmern musste geregelt werden. Der deutsche Konsul und ein höherer koreanischer Beamter und der Chef der deutschen Firma kamen hinauf, und nach tagelangen Unterhandlungen fanden wir dann einen passenden Modus. An Stelle der von den Koreanern für das Aufgeben ihrer Rechte beanspruchten Entschädigung billigten wir ihnen zu, noch ein Jahr lang in der bisherigen Weise zu arbeiten und dafür die Steuern, anstatt an die Regierung, an uns abzu-

führen. Solche Steuern sind nun aber in Korea Kopfsteuern. Was war natürlicher, als dass die Koreaner versuchten, einmal möglichst viel Gold in dem einen Jahre herauszuschaffen und sodann Kulis durchzuschmuggeln, ohne Steuer dafür zu zahlen.

Die unrechtmässigen Betriebe der Koreaner nahmen schliesslich einen solchen Umfang an, wurden so frech und öffentlich betrieben, dass ein stillschweigendes Zusehen die bedenklichsten Folgen hätte haben können. Dabei war es aber ganz unmöglich, jemand zu fassen. Die Unternehmer gaben sich immer den Anschein, als hätten sie selbst darunter zu leiden, und thaten wie unschuldige Lämmer. In Wahrheit waren sie aber die Schürer und Aufwiegler.

Da blieb nichts übrig, als mit äusserster Strenge vorzugehen.

Das Verhältnis wurde immer gespannter. Keine Woche verging, ohne dass nicht eine Verschwörung entdeckt wurde. Einen offenen Angriff wagte niemand, obwohl wir nur drei Europäer waren. Aber Fallstricken, Fallgruben und ähnlichen heimtückischen Anschlägen begegneten wir Tag für Tag. Wie oft man mir das Todesurteil gesprochen, weiss ich nicht. Eines Tages kam es zum Klappen. Es war kurz vor Weihnachten 1898. Ein aufgehetzter Goldwäscher, der sich den nötigen Mut angetrunken hatte, begann unversehens den Angriff mit Steinwürfen. Trotzdem hunderte von Goldwäschern dem zusahen, war der Mann von meinen Leuten bald überwältigt und gebunden und ins Gefängnis geworfen.

Kaum hatten wir den Rücken gekehrt, als man daran ging, den Gefangenen mit Gewalt zu befreien. Ich eilte sofort wieder in Begleitung einer meiner Herren zum Thatort, um den Rädelsführer zu fassen, der mir aber entschlüpfte.

Plötzlich höre ich ein Surren und Brausen in der Luft — ein Hagel von Steinen fällt um uns nieder, und es beginnt ein regelrechter Angriff von drei Seiten. An eine Felswand gelehnt, erwidern wir den Angriff mit Revolver-

schüssen, fest entschlossen, unser Leben so teuer wie nur möglich zu verkaufen.

Aber es heisst sparen mit der Munition und jeden Schuss besonnen anzubringen. Die Angreifer, hinter Häusern geschützt, halten Stand. Wir konnten uns der Uebermacht gegenüber unmöglich halten, und unsere Leute hatten alle Reissaus genommen. Noch fünf Minuten und wir wären nach allen Regeln der Kunst gesteinigt. Da kam im rechten Augenblick, von unsern fliehenden Kulis gerufen, mein Assistent an. „Osso, osso," „schnell, schnell," hatten ihm die fliehenden Koreaner zugerufen, rissen aber selber aus.

So kam er gerade um die Ecke, als ich noch einen einzigen Schuss hatte. Ich sah ihn Gewehr an die Backe legen: Paff, paff, paff ging's mit dem Karabiner, und nach dem dritten Schuss wendete sich alles zu wilder Flucht.

Jetzt waren wir Herren der Situation. Aber was nun. Der Kampfplatz musste gesäubert werden. Ich taxierte schnell neun Häuser ab, die Schlupfwinkel der Angreifer, und befahl, diese binnen einer Stunde zu räumen. Nicht alle Hauseigner hielten das für ernst. Als aber nach einer Stunde die Strohdächer brannten und die Flammen zum Himmel aufschlugen, begriffen sie. —

Es folgten ungemütliche Weihnachtstage. Niemand wusste, was kommen sollte. Allerhand Gerüchte schwirrten umher. Die Rädelsführer planten Rache und warben die Tigerjäger der Umgegend gegen uns an. Nach Wochen erhielt ich auf meine Vorstellungen koreanische Soldaten. Der Gouverneur der Provinz wird angewiesen, sämtliche Gewehre aus der Bevölkerung einzuziehen. Als ich trotz alledem noch Leute mit Gewehren sehe, werde ich beim Gouverneur vorstellig, und was erhalte ich für Anwort? Er habe alle Gewehre eingezogen, nur nicht im Bezirke von Tang-kogä, dort habe er nichts zu befehlen, der Platz sei deutsch. Echt asiatisch!

Damit war uns aber alles Recht in die Hände gegeben.

Gut, liess ich ihm sagen, wenn der Platz deutsch ist, so bin ich eben Gouverneur und werde danach handeln.

Vier Wochen nach jenem Aufstande konnte ich bereits den ganzen koreanischen Betrieb einstellen, der nun nicht ein Jahr, sondern nur vier Monate gedauert hatte.

Es folgten Zeiten der Ruhe und der gedeihlichen Entwickelung.

Mit Hilfe meiner Soldaten und Polizisten gelingt es mir nicht nur allmählich alle unbotmässigen Elemente zu entfernen, sondern auch mit der Unsitte der Waldbrände aufzuräumen.

Schon im Frühjahr war eine Wegeverbindung mit der grossen Landstrasse Seoul-Wönsan hergestellt. Im Juni wurde uns noch eine Ueberraschung zu Teil. Seine Königliche Hoheit der Prinz Heinrich von Preussen hatte von dem neuen deutschen Unternehmen gehört und beschlossen, Tang-kogä zu besuchen. — Und wenn dieser hohe Besuch auch nur einen Tag gedauert hatte, so war er doch für uns, die wir das Unternehmen in die Wege geleitet, eine ehrende Anerkennung und mir selbst, der ich zugleich mit dem Prinzen Korea verliess und an Bord S. M. S. „Deutschland" mit nach unserer neuer Erwerbung Tsingtau fuhr, ein unvergesslicher Abschluss meiner Thätigkeit in diesem Lande.

Für das Unternehmen selbst brachte er noch den praktischen Vorteil, dass die Regierung sich veranlasst sah, den ganzen Weg von der Hauptstadt in Stand zu setzen und auf eigene Kosten eine Telephon-Verbindung zwischen Seoul und Tang-kogä zu bauen.

Jetzt ist das Unternehmen in die Hände der Berliner Diskonto-Gesellschaft übergegangen, und nach und nach wird es in vollen Betrieb kommen und einen weiteren Stützpunkt des deutschen Unternehmungsgeistes und des deutschen Handels nach Ostasien werden.

Vor meiner Abreise hatte ich übrigens Gelegenheit, eine Audienz beim Kaiser von Korea zu erhalten.

Ich muss hier bemerken, dass, nachdem Korea durch den Vertrag von Shimonoseki seine volle Selbständigkeit bekommen, es nach asiatischen Begriffen eine notwendige Folge war, dass der König sich den Titel Kaiser beilegte. Die meisten Mächte haben dies auch anerkannt, nur Deutschland, so viel mir bekannt, noch nicht.

Was eine Audienz in Seoul besonders interessant und eigenartig macht, ist das Aufeinanderplatzen asiatischer und europäischer Etiquette. Alle Audienzen werden nach asiatischer Sitte in offenen Hallen abgehalten. Durch ein Labyrinth von äusseren und inneren Höfen, deren jeden ein hoher Thorbogen ziert, gelangt man in die Warteräume. Koreanische Offiziere in Uniform nach europäischem Schnitt, Palastbeamte in allerhand farbigen, kostbaren Gewändern aus Seidengaze schwirren hier durch einander. Von den Warteräumen kann man die Audienzhalle vollständig überblicken. Jeder vorbeigehende koreanische Beamte drückt sich scheu an den Wänden entlang und verfehlt nicht jedesmal sich vor lauter Ehrfurcht dreimal hintereinander tief bis auf die Erde zu verbeugen. Dazwischen die europäischen Vertreter und an jenem Tage die deutschen Seeoffiziere aus dem Gefolge S. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich in stolzer, selbstbewusst gerader Haltung bildeten einen merkwürdigen Kontrast.

In jenen Tagen wusste man überhaupt nicht, welche von den Etiquetten man den Europäern zumuten durfte und welche nicht. Die Vorschrift gebietet, dass jeder Fremde, der eine Audienz nachsucht, von dem Konsul oder Vertreter seines Landes vorgestellt wird. Aber der deutsche Konsul war an jenem Tage durch hohen Besuch verhindert. Abzuweisen wagte man mich nicht, wohl zum Teil mit Rücksicht auf die prunkende Staatsuniform, die ich mir eigens zu diesem Zwecke hatte kommen lassen.

So sah man von dieser Vorschrift ab und nach langem Unterhandeln führte mich der erste Dolmetsch vor das Antlitz des noch vor wenigen Jahren für jedermann unsichtbaren Herrschers.

Der Kaiser ist ein kleiner, wohlbeleibter und freundlich blickender Herr, der jede der drei vorgeschriebenen Verbeugungen mit einem freundlichen Kopfnicken erwiederte. Er hatte den gelbseidenen Anzug, den er kurz vorher bei der Audienz des Prinzen Heinrich angehabt, mit der allgemein üblichen koreanischen weissen Tracht vertauscht. Die Unterhaltung drehte sich nur um die fadesten Förmlichkeiten, wie mir Korea gefalle, es sei doch sicher für uns Europäer höchst unkomfortabel im Lande zu reisen und dergleichen mehr. Man beteuert, dass das Land wunderbar schön sei und dass einem die Art des Reisens äusserst gefallen habe, und wird dann in Gnaden entlassen.

Der arme Herr ist bedauernswert eingeschüchtert durch die vielfachen Anschläge, die auf seine Person gemacht sind. Besonders seitdem die Königin vor einigen Jahren auf schmachvolle Weise von den Japanern ermordet worden ist.

Er ist an sich intelligent und Reformen zugänglich. Aber unentschlossen und habsüchtig, ist er ein Spielball der Parteien, und nur darauf bedacht, möglichst viel Geld in seine Tasche zu bringen. Das Wohl und Wehe des Landes ist ihm gleichgiltig.

Zur Zeit, als vor zwei Jahren die Finanzen des Landes durch einen Russen verwaltet wurden, waren die Zustände weit besser als heute.

Aber die Schroffheit des russischen Vertreters führte zum gänzlichen Zurücktreten aller Russen vom koreanischen Schauplatz. Die einflussreiche Macht ist seitdem wieder Japan, das ja in allen Hafenstädten grosse Handelsniederlassungen und auch das Recht der Stationierung verschiedener Garnisonen hat.

Grossen Einfluss hat auch der amerikanische Vertreter. Amerikaner sind die einzigen, die ausser Deutschland noch eine Bergwerks-Konzession besitzen und ausbeuten, während England durch kein einziges Geschäft vertreten ist.

Wie sich die Zukunft Koreas gestalten wird, ist schwer zu sagen. Wünschenswert für uns und unsern Handel wäre

jedenfalls ein Verharren des gegenwärtigen Zustandes, d. h. der vollen Selbständigkeit Koreas.

Aber ob dies der Fall sein wird, oder ob Korea nicht doch eines Tages unter die sogenannte Schutzherrschaft des einen oder des andern seiner Nachbarn fallen wird, das ist eine Frage, die zur Zeit niemand beantworten kann.

Das Interesse Russlands an Korea ist ein weltpolitisches, es ist das Verlangen nach der Herrschaft über die Koreastrasse und damit des ungestörten Zuganges zu seinen Häfen am Golfe von Petschili.

Japan dagegen verfolgt ein rein praktisches Handelsinteresse. Seit Jahrhunderten sieht es in Korea nicht nur das natürliche, nächstliegende Absatzgebiet für seine Erzeugnisse, sondern vor allem ein Land der Ansiedelung für den Ueberschuss seiner eignen, stark anwachsenden Bevölkerung.

Zur Zeit ist es nur die Eifersucht der Beiden, die den status quo vorläufig noch hält.

Russland giebt zwar neuerdings vor, es wolle nur die Integrität K o r e a s gewahrt wissen. Aber wir kennen ja die russische Politik, Russland hat Zeit, es wartet, bis ihm die reifen Früchte in den Schoss fallen.

Von den beiden Eventualitäten, ob einmal Russland oder Japan Korea schlucken werde, kann uns nur die erstere die angenehmere sein. Von den Japanern hätte kein Fremder etwas zu erwarten. Unter russischer Regierung würde der deutsche Handel unter gewissen Voraussetzungen wohl blühen können, und es würden wenigstens geordnete Zustände im Lande eintreten. Dafür aber, dass erworbene deutsche Rechte geachtet und unangetastet bleiben, dafür, glaube ich, müssen wir uns auf die auswärtige Politik der deutschen Reichsregierung verlassen können.

Bemerkungen über die Schreibweise koreanischer Eigennamen.

Bei der Wiedergabe koreanischer Eigennamen ist vor allem der Grundsatz massgebend gewesen, sich der deutschen Aussprache der Vokale und Konsonanten anzufügen. Es muss fast merkwürdig berühren, dass dieser Grundsatz noch besonders hervorgehoben werden muss. Aber wenn man bedenkt, dass von den Deutschen in Ostasien und im ganzen Geschäftsverkehre meist die englische Schreibweise angewendet wird, so erscheint dies doch nicht so überflüssig.

Abgesehen davon, dass für einen in deutscher Sprache geschriebenen Aufsatz gar keine Veranlassung vorliegt, eine der deutschen Zunge völlig fremde Schreibweise anzunehmen, kommt noch besonders der Umstand in Betracht, dass die englische Schreibweise, infolge ihrer eigenen inneren Inkonsequenz, die denkbar ungeeignetste für die Wiedergabe fremder Laute durch europäische Schriftzeichen ist.

Uebrigens haben, wie von Richthofen besonders hervorhebt, englische Autoritäten, wie Wade u. a., in neuerer Zeit den Grundsatz aufgestellt, die Vokale bei der Wiedergabe des Chinesischen so zu schreiben, wie sie im Italienischen gesprochen werden. Man hätte besser gethan, sich ans Deutsche anzulehnen, weil die deutsche Sprache die der italienischen unbekannten Umlaute ä, ö, ü und die Dyphthonge kennt.

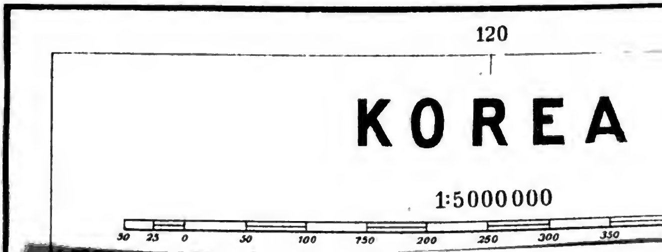
Für die vorliegende Arbeit gelten nach von Richthofenschen Vorgange folgende Regeln:

1. Alle Vokale, Umlaute und Dyphthongen sind wie im Deutschen auszusprechen,
2. y wie deutsches j,
3. j wie im Französischen,
4. sh wie im Englischen,
5. w wie im Englischen.

Zum leichteren Verständnis der fremd klingenden Namen ist die Trennung der Silben durch Striche in den meisten Fällen durchgeführt worden. Nur bei längst bekannten Ortsnamen wie Wönsan, Seoul, Tshemulpó ist dies unterblieben.

Der Laut „tsh“ ist der deutschen Zunge gemäss mit dem „t“-Laute begonnen. Nur das „sch“ ist in das kürzere „sh“ umgewandelt worden, was auch die deutsche Zunge beim besten Willen nicht anders aussprechen kann, als „sch“.

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW.


120
KOREA
1:5000000
30 25 0 50 100 150 200 250 300 350

98

Nachstehende Werke des Herrn Dr. F. Fülleborn sind in Vorbereitung:

Beiträge
zur
physischen Anthropologie
der
Nord-Nyassa-Länder

mit etwa 300 Abbildungen in Lichtdruck, 36 Lichtabdrücken. einer Farbenskala und 10 Messungstabellen nebst zugehörigem Text von Stabsarzt **Dr. F. Fülleborn.**

Die
Deutschen Nyassa-Gebiete,
Land und Leute

ein Album mit ca. 500 Abbildungen in Lichtdruck in grossem Format (bis 35×22) nach photogr. Original-Aufnahmen mit kurzem, allgemeinverständlichem Text und 2 Karten von Stabsarzt **Dr. F. Fülleborn.**

Inhaltsangabe:

1. Meine Reise nach dem Nyassa-See und wie der Europäer in Krieg und Frieden lebt.
2. Die Völker am mittleren Ruwuma.
3. Die Wangoni.
4. Die Wahehe, Wabena u. Wassangu.
5. Die Bevölkerung des Konde-Landes.
6. Die Stämme des deutschen Ost-Nyassa-Ufers.
7. Die Bevölkerung des Livingstone-Gebirges.
8. Die Völker des Nyassa-Tanganyika-Plateaus.
9. Jagd und Fischfang bei den Eingeborenen der Nyassa-Länder.
10. Der Shire und Zambezi-Wasserweg durch englisches und portugiesisches Gebiet vom Nyassa-See zum indischen Ozean.

Bei den einzelnen Volksstämmen erfolgt die Darstellung derartig, dass zuerst die betreffende Landschaft, dann die Einwohner selbst in charakteristischen Typen und endlich ihre Kultur etc. im Bilde vorgeführt werden. Jedes einzelne Bild wird erläutert durch eine besondere, ausführliche, untergedruckte Erklärung. Ferner ist den einzelnen Abschnitten des Werkes ein einführender Text beigefügt.

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW.